Sonntag, den 4. Juni 1933

Oplata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 25 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens.

Nr. 153. Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich morgens, an Tagen nach einem Feiertag oder Sonntag mittags. Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zloty 4.—, wöchentlich Zloty 1.—; Ausland: monatlich Zloty 7.—, jährlich Zloty 84.—. Einzelnummer 15 Groschen, Sonntags 25 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Petrikauer 109. Telephon 136-90. Postscheckkonto 63.508. Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends. Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30—3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

11. Jahrg.



Pfingsten, das ist Erinnerung an weiße Bauernhäuschen auf dem grünen Hintergrund von Obstgärten, an ganz junge duftende Birkenbäumchen vor den Haustüren, an mit gelbem Sand gestreute Höfe, an Kalmusstengeln an den Fenstern, an ein ganz unter grünen Birkenzweigen verstecktes Bett, an eine weckende lächelnde Mutter mit einem gewaltigen Stück Streuselkuchen in der Hand. Das sind so ungefähr die Bilder, die vor meinen Augen entstehen, wenn Pfingsten, „das liebliche Fest", da ist.

Vom christlichen Standpunkt aus, ist es wohl das am wenigsten wichtige von den drei großen Festen; vom menschlichen vielleicht das schönste, doch hängt das vom Wetter ab. Der nach Sonne, Grün und Erdgeruch hungrige Städter fährt oder geht aufs Land hinaus und kann es nicht begreifen, wie der Bauer, der in soviel Schönheit lebt, unzufrieden ist und auf die Steuerbehörden schimpft. Und zu Pfingsten ist schon manchem Menschen ein Licht darüber aufgegangen, daß man nicht immer, um ein paar frohe Stunden zu verleben, ein Bierseidel vor sich haben und eine Preferencepartie spielen muß.

Nach der biblischen Ueberlieferung ist am Tage der ersten christlichen Pfingsten 11 Männern ein Licht aufgegangen. Genau genommen heißt es da, daß der heilige Geist vom Himmel kam — ein gewaltiges Brausen ging ihm voraus — und sich in Gestalt einer feurigen Zunge den Aposteln aufs Haupt setzte. Die Apostel wurden vom Pfingstgeist ergriffen, so daß sie in vielen Zungen zu den versammelten Juden, die aus den verschiedensten Gebieten des jüdischen Landes herbeigekommen waren, sprachen. Zu einem jeden in seiner Sprache. Den Vorwurf: „Sie sind voll süßen Weins", widerlegte der Apostel Petrus. Es heißt weiter in der Bibel, daß sich am Tage der Pfingsten gegen 300 Seelen taufen ließen und die erste christliche Gemeinde gegründet wurde.

Seit der Zeit sind viele „christliche" Gemeinden entstanden. Vor ganz kurzer Zeit erst wiederum eine neue: die der „Deutschen Christen". Und darüber sollte man sich nicht wundern. Die Kirche hat es von jeher verstanden, sich nach der Decke zu strecken. Hätte Konstantin der Große (Anfang des 4. Jahrh. v. Chr.) die große Schlacht verspielt — dann wären wir heute immer noch Heiden. Die Kirche machte mit der Politik von jeher Halbpart.

Sollte es noch einmal jemandem einfallen, eine zweite Bibel zu schreiben, so wird — wollte man dazu die Behauptung finden, daß die Christen unserer, und nicht nur unserer, Zeit vorbildlich lebten und bei jedermann geachtet wären — diese Behauptung nichts weiter als eine Geschichtsfälschung sein.

Das Pfingstwunder hat der Geist vollbracht. Wieviel ist 1900 Jahre später noch von diesem Pfingstgeist, dem Geist der Gleichberechtigung und Brüderlichkeit, zu spüren?

Gleichberechtigung und Brüderlichkeit — Eigenschaften, welche man den ersten Christen nachsagt. Hinzu kommen noch: Ehrlichkeit, hohe Sittlichkeit, Bruderliebe und viele gute Sachen mehr. Wieviel ist also noch davon übrig?

Pfingstgeist! — klingt dies heute nicht komisch, wo es doch jetzt heißt: „faschistischer Geist", „Hitlergeist", „nationaler Geist", Locarno-Geist" — aber Pfingstgeist?

Die Menschen sind nicht schlecht. Wären sie schlecht, so würden sie, um das Maß der Verlogenheit vollzumachen, den Geist von Locarno „Pfingstgeist" — Völkerversöhnung, ewiger Friede, Gleichberechtigung — nennen. Auch solch einem Hitler muß es hoch angerechnet werden, daß er vorgibt, nur vom nationalen, deutschen und nicht vom heiligen Geist durchdrungen zu sein. Wer könnte es ihm verwehren, sich z. B. als deutschen Messias ausrufen zu lassen und von der Kirchenregierung anerkannt zu werden?

Die Welt ist nicht ganz so schlecht, wie sie manche Leute haben wollen. Daß da in China gelbe Menschenleiber von japanischen Granaten zerrissen werden, daß da in Genf eine große Komödie aufgeführt wird, die nicht einmal „Geist" hat — du lieber Gott, es gibt soviel Chinesen, daß wir nie aufhören können, von einer „gelben Gefahr" zu sprechen, es gibt so viel schlechte Theaterstücke, die man besucht, warum sollen Diplomaten mehr leisten als Berufsschauspieler? Schließlich hat jedes Land seine eigenen Sorgen.

Ja, die Zivilisation ist vorgeschritten. Der simpelste Mensch weiß heutzutage, wozu Gas, Sublimat und Jodtinktur da sind. Er weiß, daß ein Rasiermesser nicht nur zum Rasieren benutzt werden kann, man kann sich auch die Pulsadern oder die Gurgel damit durchschneiden, wenn man nicht eines langen, qualvollen Hungertodes sterben will.

Und über diesem ganzen großen schweren Elend schwebt der stinkende Dunst der Unterschlagungen, des Diebstahls am öffentlichen Groschen.

Wer fragt noch nach dem Pfingstgeist?

Die Gewißheit, daß es nicht nur bei uns so ist, sondern überall, ist kein Trost, ist nicht einmal eine Vertröstung auf eine bessere Zeit. Abgesehen vom Zeitalter der Inquisitionen und Scheiterhaufen für fortschrittlich denkende Menschen, ist Pfingsten wohl noch nie in eine so wahnsinnige Zeit gefallen, wie gerade 1933. Gibt es auch heute keine spanischen Stiefel mehr, so werden Menschen „auf der Flucht erschossen"; brennen auch heute keine Menschen auf dem Scheiterhaufen, so brennt dort menschlicher Geist. Nein, nicht jüdischer Geist — es brennt dieser Geist, der keine Uniform anziehen, der keinen Säbel tragen und sich nicht knebeln lassen will: der freie Geist des Menschen wird verbrannt, und Kriecher und Speichellecker gelangen zu Aemtern und Ehren.

Von der wahren Pfingstbotschaft sind wir heute weiter entfernt denn je. Die Menschen haben die Kunst der Pfingstapostel, so zueinander zu sprechen, daß sie verstanden würden, verlernt. Auch die Geistesflammen über den Häuptern der Menschen sind weg, verschwunden. Nur um die Köpfe einzelner Menschengruppen knistern Funken.

Wie lange wird es dauern, bis diese Funken zu Flammen werden, die den Weltbrand, der die Pfingsterfüllung bringen soll, entfachen?

Konrad Pilater.

Allen unseren Lesern, Förderern und Freunden wünschen wir ein

frohes Pfingstfest

Wir verbinden diesen Wunsch mit der Bitte, unserem Blatte dauernd die Treue zu halten.

„Lodzer Volkszeitung"
Verlag und Redaktion.

Deutsche Eltern seid gewarnt!

Neue Gefahr für die deutsche Schule. — Man will statt der deutschen jetzt „evangelische" Schulen schaffen.

Wir berichteten bereits, daß zahlreiche deutsche Kinder in diesem Jahre entgegen dem Willen ihrer Eltern polnischen Schulen zugeteilt wurden, wobei man es hauptsächlich auf solche Kinder abgesehen hatte, die einen polnisch klingenden Familiennamen haben. Die von uns angestellten Nachforschungen haben ergeben, daß die widerrechtliche Zuteilung deutscher Kinder an polnische Schulen auf Anordnung des Unterschulinspektors Kotula erfolgt ist. Die Eltern haben gegen diese Entscheidung der Unterschulinspektors selbstverständlich Berufung eingelegt und die unbedingte Zuteilung ihres Kindes an eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache verlangt. Welcher deutsche Vater dies im betreffenden Falle noch nicht getan hat, kann die Beschwerde immer noch einreichen.

Nach dieser zum erstenmal in Lodz so offensichtlich zutage getretenen Ignorierung des Wunsches der deutschen Eltern ist nunmehr

ein neuer an den Kern des deutschen Schulwesens herangreifendes Schachzug

erfolgt. Von gewisser durch konfessionelle Zugehörigkeit interessierter Seite wird der Gedanke der Schaffung einer evangelischen Schule propagiert und alle möglichen Mittel zur Verwirklichung dieses Planes unternommen. So werden den deutschen Eltern Erklärungen zur Unterschrift vorgelegt, in welcher sich diese mit der Umgestaltung der jetzigen „Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache" in eine sogenannte „evangelische Schule" einverstanden erklären. Den deutschen Eltern wird hierbei über den eigentlichen Zweck einer solchen Umgestaltung selbstverständlich nichts weiter gesagt. Und doch

bedeutet die Unterschrift des deutschen Vaters oder der deutschen Mutter unter einer solchen Erklärung den vollen Verzicht auf die deutsche Schule,

da der Begriff „evangelische Schule" nur konfessionelle Bedeutung hat.

Die deutschen Eltrn werden daher auf diesem Wge davor gewarnt, unter Erklärungen dieser Art ihre Unterschrift zu stzen. Die bisher gegen das deutsche Schulwesen angewandten Methoden führen den Feinden der deutschen Schule noch nicht schnell genug zum Ziel. Sie versuchen nun, unter dem Deckmantel der evangelischen Schule von den deutschen Eltern selbst die Unterschrift für den Verzicht auf die deutsche Schule zu erlangen. Für diesen Zweck darf kein deutscher Vater und keine deutsche Mutter seine Unterschrift hergeben! Wer dies tut, der wird damit selbst zum Totengräber der deutschen Schule.

Sollten aber manche Eltern unbewußt ihre Unterschrift unter solch eine Rrklärung bereits gesetzt haben, so ist es unbedingt völkische Pflicht, die Unterschrift bei derselben Stelle unverzüglich wieder zurückzuziehen.

Ein deutscher Flüchtling erzählt.

Wie die Nationalsozialisten die „nationale Erhebung" in Deutschland durchführten.

Von einem aus Deutschland geflüchteten Sozialdemokraten werden uns folgende authentische Schilderungen des tierischen Wütens der nationalsozialistische SA und SS zur Verfügung gestellt. Es ist klar, daß wir den Namen des Flüchtlings nicht nennen, um nicht seine in Deutschland verbliebenen Angehörigen der Gewalt der Nazis auszuliefern.

In der Zeit vom 5.—12. März fanden in Preußen die Versammlungen zu den Kommunalwahlen statt. In der Stadt M... hatte die SPD zu einer Wahlversammlung am 8. März abends 20 Uhr aufgerufen. Die Versammlung war gut besucht, der Vorsitzende wollte die Versammlung eröffnen, als ungefähr 50 SA- und SS-Leute unter Anführung des Sturmführers Baron von Hosting-Berlin den Saal besetzten und die Versammlung als aufgelöst erklärten. Nun erschien auch der wachhabende Polizeioffizier und erklärte, die Versammlung sei aufgelöst; jeder solle ruhig den Saal verlassen. Die Nazi verließen nun auch den Saal und stellten sich vor dem Lokal auf und beschimpften jeden, der das Lokal verließ. Anscheinend sind den Nazis die Versammlungsbesucher, die alle Mitglieder der SPD waren, zu langsam aus dem Lokal herausgekommen, denn sie besetzten wieder den Saal und schlugen mit Schulterriemen und Karabinerhaken auf die Leute ein. Ganz besonders hatten sie es auf den Vorsitzenden der Partei abgesehen; er wurde unter den Augen der Schupo so zerschlagen, daß er gleich in ein Krankenhaus gebracht werden mußte. Anderen Funktionären wurde ein Schulterriemen um den Hals gelegt und dann

zogen die Nazis den Betreffenden durch den Saal bis er ohnmächtig wurde.

Dieses alles sah die Polizei, hatte aber Angst, einzuschreiten. Von hier aus zogen die Nazi zur Geschäftsstelle der SPD-Zeitung.

Sie schlugen die große Schaufensterscheibe ein und demolierten alle Möbel, die in der Geschäftsstelle waren.

Als Einwohner das Ueberfallkommando allarmierten, verschwanden die Nazis unter Mitnahme einer Geldkassette und verschiedener wichtiger Belege. Als am anderen Tage der Geschäftsführer zur Polizei kam, wurde er noch von den Beamten beschimpft. Sie meinten, wenn er vorher die Nazis nicht so in der Zeitung angegriffen hätte, wäre dies auch nicht geschehen. Unter diesem Terror der Nazis fand nun die Wahl zu den Kommunen statt. Es war klar, daß der größte Teil der Arbeiterschaft Angst hatte, zur Wahl zu gehen. Denn in so einer kleinen Stadt wie M... kennt einer den andern. Und derjenige, der nun doch zur Wahl gegangen ist, hat aus Angst für Hitler gestimmt.

Nach der Bekanntgabe des Wahlergebnisses war die Nacht der langen Messer, so wie Abg. Frick den SA und SS versprochen hatte, angebrochen. Jeder SA- und SS-Mann wurde mit Revolver und Gummiknüppel ausgerüstet und

die Jagd auf Juden, Sozialdemokraten und Kommunisten ging los.

Listen waren vorher schon angelegt worden, damit die SA nicht so lange suchen brauchte. Zuallererst wurden die Juden aus den Betten geholt und auf ein Lastauto geworfen. Dann kamen die bekannten Sozialdemokraten und Kommunisten an die Reihe. Demjenigen, der sich weigerte, die Wohnung zu öffnen, wurde die Tierfüllung einfach eingeschlagen. So wurden in einer Nacht ungefähr

88 Menschen aus den Betten geholt und in einen Keller geschleppt.

Dieser Keller ist ein starkes Gewölbe aus der Ritterzeit und besteht aus zwei Teilen. In dem einen Teil waren alle zusammen eingesperrt, während in den anderen jeder einzeln geholt und geschlagen wurde. Die Juden hier auch wieder als die Ersten an die Reihe.

Es wurde jeder solange geschlagen, bis er zusammenbrach und sich nicht mehr bewegen konnte.

Danach wurden alle wieder auf ein Lastauto geworfen und in das Verwundetenlager, das sich in dem Stall der Schupokaserne zu M... befand, gebracht. Dem Bezirksführer der SAJ, der bei den Nazis besonders verhaßt war, wurden die Hosen abgezogen und er wurde

mit Stahlruten so lange geschlagen, bis ihm das Fleisch vom Gesäß in Fetzen hing.

Dann bekam er noch vom nationalsozialistischen Sturmführer ein paar Schläge mit einem Schlagring ins Gesicht, so daß er von Montag bis Mittwoch abend im Lager besinnungslos dalag. Dem Vorsitzenden des Reichsbanners wurden die Beine zusammengebunden und dann wurde er geschlagen, bis er sich nicht mehr bewegen konnte. Ein jüdischer Rechtsanwalt, der ungefähr 55 Jahre alt ist und die SPD vor Gericht vertrat, bekam 20 Hiebe auf die Fußsohlen. Trotzdem sich keiner von den Gefangenen wehrte, standen die Nazis mit dem Revolver immer dabei. Am anderen Tage konnte man in der Zeitung lesen, daß Juden, Sozialdemokraten und Kommunisten in Schutzhaft genommen worden sind, da bekannt geworden ist, daß die Juden den Kommunisten Geld gegeben haben, damit sie sämtliche Brücken sprengen sollen.

Und als es unter den Einwohnern bekannt wurde, wie die Leute geschlagen wurden, da schrieb die M-Zeitung ungefähr folgendes:

„Wie wir gehört haben, gehen in M... Gerüchte herum, daß die Leute, die in Schutzhaft genommen werden, geschlagen werden. Wir machen darauf aufmerksam, daß daran nicht ein Wort wahr ist. Es sind nur Lügen und Märchen, die Unruhe in die Bevölkerung tragen sollen."

Arbeiter, die durch die Straßen gingen und sich über die Zustände unterhielten, wurden verhaftet und geschlagen. So war es zwei Wochen lang nach der Wahl in M... Keiner wagte dem anderen etwas zu sagen, weil er Angst hatte und in jedem einen Spion sah.

Betrachtungen.

Von Franz Grillparzer.

Es ist eine traurige Zeit gekommen für die Dichter. Der enthusiastische Schwindel aller Art, der die Köpfe in Deutschland ergriffen hat, drängt alle, die den Narrentanz nicht mitmachen wollen, so sehr auf die Seite des kalten, sichtenden Verstandes, daß selbst die poetische Begeisterung dabei kaum emporkommen kann. Ueberhaupt hat jedes Extrem, auf das der menschliche Geist mit Parteiung gerät, schon das Schlimme, daß diejenigen, die den Unsinn jenes Strebens erkennen, statt die richtige Mitte zu halten, leicht in der Hitze des Streites sich dem entgegengesetzten Punkte nähern und so auch inkonsequent werden.

*

Gegen was sie sich in Deutschland am meisten verwahren, sind die Gemütswirkungen.

*

Geschrei von Nationalität in Deutschland. Was man als Gebot ausspricht, hat man nicht. Völker, die Nationalität haben, sprechen nicht davon, Engländer, Spanier, Franzosen.

Nationalität ist bei den Völkern, was der Charakter bei den einzelnen. Bei dem Charakter zu unterscheiden, ob er gut oder schlecht sei. Der schlechte muß verbessert und so weit als möglich aufgegeben werden. Die Logik, das Recht, die Moral, die Religion begehren von allen das Nämliche. Bei zunehmender Bildung werden sich die Menschen daher immer ähnlicher. Zugleich liegt es im Wesen der Bildung, sich jedes Vortreffliche möglich anzueignen. Die Nationalität in schärfster Ausprägung setzt daher einen Zustand der Rohheit und Isolierung voraus

*

Die Regierung soll durch die Presse eben so gut belehrt werden, als die Privaten, also kann die Regierung auf die Presse keinen Einfluß ausüben.

*

Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmütige gegen einen Gerechten.

*

Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie.

*

Man hat als einen Entwurf gegen den Grundsatz der Gleichheit angeführt: die Natur selbst, indem sie die Menschen mit verschiedenen Gaben ausstattet, sei die erste Quelle der Ungleichheit. Gewiß! Aber eben weil es die Natur schon von selbst tut, laßt die Natur nur machen, und spart eure Gesetze!

*

Die Freiheit der Lehre in Schrift und Büchern soll und muß unbeschränkt sein.

*

Wir lassen uns gerne barbieren,
Doch nur mit Geschick und Fug,
Und wollt ihr uns tyrannisieren,
So macht es wenigstens klug.

Ein imposantes Werk entsteht.

Zum Bau des St. Trinitatis-Vereinshauses.

Viele Beweise unermüdlicher Schaffenskraft und zielbewußter Aufbauarbeit hat das Lodzer Deutschtum in der Geschichte unserer Stadt erbracht. Die ruhmreichsten Blätter dieser Geschichte sind mit Namen eingewanderter und bodenständig gewordener Deutscher ausgefüllt, unverwischbar sind die Spuren deutschen Wirkens und Schaffens in der Entwicklung der Stadt Lodz. Mit treuer Hingabe hat der in Lodz seßhafte Deutsche seiner Heimatstadt gedient und sein Bestes zu ihrem Aufstieg beigetragen. Bis an die Wiege der heute größten Industriestadt Polens reicht die Wurzel deutschen Wirkens. Es ist daher nur verständlich, wenn der Lodzer Einwohner deutschen Stammes sich mit seiner Heimatstadt eng verbunden fühlt und sie, trotz mancher Unbill und Widerwärtigkeiten, liebt. Die Einstellung des Lodzer Deutschen zu seiner Heimatstadt war von Anfang an bejahend und ist es bis zum Augenblick geblieben. Dies ist nicht allein sein gutes Recht, vielmehr eine moralische Pflicht, die aus der Arbeit des Deutschen am Aufstieg der Stadt resultiert.

In den neuen Verhältnissen nach dem Kriege hat die grundsätzliche Einstellung der Lodzer deutschen Bevölkerung zum Allgemeingeschehen der Stadt keine Aenderung erfahren. Die neuen Verhältnisse haben jedoch auch verschiedenerlei neue Erfordernisse in den Vordergrund gerückt, insbesondere war es notwendig, den völkischen Selbsterhaltungstrieb unter den Lodzer Deutschen wachzurufen und zu vertiefen. War doch so mancher, dem es früher nie eingefallen wäre, auf seine Muttersprache zu verzichten, nahe daran, der besonders in den ersten Nachkriegsjahren mit aller Macht einsetzenden volksfeindlichen Aktion zu unterliegen. Und da hat sich das bereits vor dem Kriege in Lodz stark entwickelte deutsche Vereinswesen als wichtiger Faktor erwiesen. Abseits aller politischen Fragen, wirkten die deutschen Vereine auf allen möglichen Gebieten weiter als natürliche Pflegestätten deutscher Art und deutscher Sitte. In den Vereinen fühlte sich der Lodzer Deutsche völkisch geborgen, hier fand die Liebe zu seinem Volkstum neue Nahrung, hier schöpfte er neue Kraft für den Kampf um völkische Selbsterhaltung. Mit Recht kann daher gesagt werden, daß das deutsche Vereinswesen einen der Grundpfeiler des Deutschtums hierzulande darstellt.

Gesund und kräftig schlug das deutsche Vereinswesen bereits vor dem Kriege seine Wurzeln tief in das Lodzer Deutschtum. Auch auf diesem Gebiete zeigte sich das den Deutschen eigene Organisationstalent als auch seine Tatenfreudigkeit und Schaffenskraft. Im Maße der Entwicklung des Vereinswesens entstanden auch deutsche Heime, manche Vereine schwangen sich sogar zum Bau eigener Vereinshäuser empor. Erwähnt seien hier nur das Gebäude des Lodzer Männergesangvereins sowie die Turnhallen des „Lodzer Sport- und Turnvereins" und des Turnvereins „Dombrowa". Auch nach dem Kriege nahm diese Entwicklung einen den neuen Umständen entsprechenden günstigen Fortgang. Nach vorübergehender Lahmlegung erfuhr das deutsche Vereinswesen in unserer Stadt nach dem Kriege einen neuen Aufschwung. Es konnten zahlreiche neue schöne Vereinsheime geschaffen werden, manche Vereine haben sogar bereits ganz beträchtliche Baufonds gesammelt.

In dieser Nachkriegsentwicklung deutschen Vereinswesens in Lodz nimmt der seit dem Jahre 1859 in Lodz bestehende Kirchengesangverein der St. Trinitatisgemeinde die hervorragendste Stelle ein. Dank dem unermüdlichen Eifer einer zielbewußt und umsichtig arbeitenden Verwaltung schwang sich dieser Verein in den letzten Jahren zu einer Achtung gebietenden Organisation empor und ist mit seinen nahezu 160 Sängern der weitaus stärkste Chor am Platze. Die den Lodzer Deutschen eigene Tatkraft hat sich nun hier im Rahmen dieser Organisation wiederum in schönster Weise erwiesen. Durch das alte Lokal in der 11-go Listopada (Konstantynowska) Nr. 4 in seinem kraftvollen Aufschwung beengt, mußte der Verein bald nach einem anderen, entsprechenderen Lokal Umschau halten. Eine vor etwa vier Jahren sich bietende Gelegenheit ausnützend, erwarb der Verein ein Grundstück mit Gebäude in der Kilinskiego 82. Da aber ein Ausbau dieses Gebäudes die Lokalfrage für den Verein nicht in gewünschter Weise gelöst hätte, gebot klare Einsicht, eine andere Lösung zu suchen. Und so entstand innerhalb der Verwaltung des Trinitatisvereins das grandiose Projekt der Erbauung eines eigenen Vereinshauses auf einem von der Kirchengemeinde in der 11-go Listopadastr. 21 zur Verfügung gestellten Platze. Mit Begeisterung wurde dieser Gedanke von der Mitgliedschaft des Vereins aufgenommen und mit schwunghafter Kraft an die Verwirklichung des Planes geschritten. Unter größten persönlichen Opferner haben die meisten Mitglieder nahmhafte Summen für diesen Zweck gestiftet, um dem Gedanken bald die Tat folgen zu lassen.

Nach Erledigung aller einleitenden Arbeiten konnte im Juni vorigen Jahres der Bau in Angriff genommen werden. Der Entwurf hierzu wurde vom Architekten Hermann Prawitz angefertigt, während die Bauarbeiten von dem Bauunternehmer Juljan Seifert durchgeführt werden. Mit moderner Großzügigkeit ist dieses Vereinshaus angelegt und dürfte nach seiner Vollendung zu einem Monumentalwerk in unserer Stadt werden. Bei 18 Meter Breite hat das Gebäude eine Tiefe von insgesamt 41 Meter, wobei der große Saal im Parterre allein 25 Meter tief ist. Hinzu kommt noch ein Bühnenraum von 7 Meter und ein Vorraum von 9 Meter mit allen erforderlichen Nebenräumen. Der erste Stock faßt einen kleinen Vereinssaal von 9×18 Metern und einen ebenso großen Büfettraum sowie die Büroräume des Vereins, Garderobe usw., während im obersten Stockwerk die Küche und der Wohnraum für den Vereinsdiener untergebracht sind. Das ganze Gebäude ist mit Zentralheizung versehen. Das obere Stockwerk ist bereits ausgefertigt und vor einigen Wochen konnte der Verein seinen Einzug in die neuen Räume halten.

Noch ist dieses imposante Werk nicht so weit gediehen, um es ganz seiner Bestimmung — Pflegestätte deutscher Art und Sitte zu sein — übergeben zu können. Es wird noch vieler Opfer, die von manchem schon in so großem Maße gebracht wurden, und großer Arbeit bedürfen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Hier mitzuhelfen, sollte den Mitgliedern des Vereins nicht allein überlassen werden. Die gesamte deutsche Bevölkerung unserer Stadt sollte durch tatkräftige Unterstützung des Vereins wie auch aller seiner Unternehmungen die Erreichung dieses Ziels erleichtern und ermöglichen helfen. Denn der Bau eines so prächtigen Vereinshauses kann und soll nicht die Angelegenheit eines Vereins bleiben. Wird es doch später einmal nicht nur den Zwecken des Trinitatisvereins dienen, sondern anläßlich verschiedener Veranstaltungen der Treffpunkt des gesamten Deutschtums unserer Stadt sein.

O. H.

Roosevelt und Morgan

Der demokratische Diktator und die Weisen von Wallstreet.

Präsident Roosevelt vereinigt in seiner Hand mehr Macht als jemals ein Präsident der Vereinigten Staten besaß. Er wird von den Massen vergöttert, weil er Hoover, den Repräsentanten des bankrotten Großkapitalismus, besiegt hat; er ist ihre Hoffnung seit den wilden Tagen der Bankenpanik. Roosevelt hat seine Beliebtheit geschickt ausgenützt und sich vom Kongreß eine Reihe von Ermächtigungen geben lassen, die seine Stellung fast zu der eines Diktators erheben. Allerdings es ist eine demokratische Diktatur: demokratisch nicht nur, weil sie verfassungsmäßig zustande gekommen ist, sondern auch deswegen, weil ihr Rückhalt die demokratischen Wählermassen der Vereinigten Staaten sind, die unzufriedenen „kleinen Leute", die, vom Kapitalismus tief enttäuscht, unbestimmt antikapitalistisch fühlen und nur noch nicht zur klaren Erkenntnis ihrer Lage vorgedrungen sind.

Der Gehirn-Trust.

Schwankend, widerspruchsvoll wie die Weltanschauung der Massen, auf die er sich stützt, war in den ersten Wochen seiner Regierung auch die Politik Roosevelts. Manche haben erwartet, er werde seine Wähler verraten und die Bankenkönige, die großen Herren von Walstreet, einfach weiterregieren lassen. Das hat er nicht getan. Er hat seine Regierung hauptsächlich aus Männern der bürgerlichen Linken gebildet. Obendrein sind Roosevelts wirkliche Berater, die alle seine Entscheidungen beeinflussen, übrigens nicht die Minister, sondern die Mitglieder des sogenannten „Gehirn-Trusts", eine Gruppe von jungen Universitätsprofessoren, zu Experimenten stets bereit, politisch wenig geschult, unbestimmt links, unbestimmt antikapitalistisch eingestellt, wie Roosevelt selbst. Dieser Gehirn-Trust regiert in Wirklichkeit Amerika. Sein markantester Vertreter ist Professor Raymond Moley aus Neuyork, der in der Außenpolitik mehr Einfluß hat als der Außenminister Hull und in der Finanzpolitik mehr zu sagen hat als der Finanzminister Woodin.

Mit allen Machtmitteln in der Hand, von seinem „Gehirn-Trust" beraten, führte Roosevelt in der ersten Zeit seiner Regierung eine Politik, die bald auf Inflation, bald auf Deflation hinauszulaufen schien, die zum Teil den „kleinen Mann" — in Amerika sagt man den „vergessenen Mann" — gegen große Wirtschaftszusammenballungen schützen sollte, zum Teil wieder die planwirtschaftliche Zusammenfassung der Wirtschaft vorzubereiten schien. Roosevelts Politik war kühn und energisch, aber widerspruchsvoll. Erst in den letzten Wochen beginnt sich ein geradlieniger Zug zu zeigen. Roosevelt begnügt sich jetzt nicht mehr damit, Ermächtigungen zu sammeln, er nützt sie auch aus. Die Leitgedanken seiner jetzigen Politik scheinen zu sein: Inflation, Planwirtschaft, Bekämpfung der Großbanken.

Dollarentwertung und Planwirtschaft.

Roosevelt hat sich die Ermächtigung geben lassen, den Dollar bis zu 50 Prozent zu entwerten. Die freie Einlösbarkeit des Dollars gegen Gold wurde aufgehoben. Diese Maßnahmen allein haben schon — ohne eine besondere Ausweitung des Notendruckes — die Folge gehabt, daß der Dollar auf dem Weltmarkt um ungefähr 15 Prozent gesunken ist. Die wirtschaftlichen Wirkungen dieser 15prozentigen Inflation waren gewaltig. Die Schulden der Farmer waren automatisch vermindert. Die Preise der Rohstoffe schossen, in Erwartung der Möglichkeit eines weiteren Dollarsturzes, noch weit über die 15 Prozent in die Höhe. Von der Möglichkeit eines weiteren Preisansteigens geschreckt, begann man sich mit Waren einzudecken — die Fabriken bekamen Aufträge und stellten Arbeiter ein. Eine merkliche Belebung des Geschäftslebens war die Folge.

Bedeutungsvoll sind die Schritte, die Roosevelt in der Richtung einer planwirtschaftlichen Führung der Industrie unternimmt, schon deswegen, weil die amerikanische Industrie, die gewaltigste der Welt, bisher von staatlicher Kontrolle freier war als die andrer kapitalistischer Länder. Der wichtigste Schritt auf diesem Weg ist das Gesetz zur Regelung der Arbeitsstunden und Arbeitslöhne, dessen Entwurf kürzlich veröffentlicht wurde.

Der Entwurf berechtigt den Arbeitsminister, die Arbeitsstunden solcher Fabriken zu begrenzen, die „durch übermäßig lange Arbeitsstunden Ueberproduktion oder unfaire Konkurrenz hervorrufen". Gleichzeitig sollen Schlichtungsausschüsse eingesetzt werden, in denen die Unternehmer, die Arbeiter und die Oeffentlichkeit zu gleichen Teilen vertreten sind. Die Schlichtungsausschüsse können Mindestlöhne für solche Industrien festsetzen, in denen eine größere Anzahl von Arbeitern Löhne erhält, „die entweder ihrer Leistung nicht entsprechen oder ihnen keine ausreichende Lebensmöglichkeit geben". Als Ziel gilt die Dreißigstundenwoche. Doch kann für außerordentliche Fälle eine Ausdehnung der Arbeitszeit auf vierzig Stunden für zehn Wochen jährlich zugestanden werden.

Ein andrer Entwurf, der im Repräsentantenhaus eingebracht wurde, soll dem Minister des Innern weitgehende Kontrollrechte über die Erdölindustrie gewähren. Das Chaos der amerikanischen Petroleumproduktion erfordert eine planwirtschaftliche Regelung vielleicht noch dringender als andre Wirtschaftszweige. Allerdings dürften diese Entwürfe, wie übrigens auch viele andre von den Plänen, die zur Beratung stehen, kaum noch in dieser Session des Kongresses erledigt werden.

Das Arbeitsbeschaffungsprogramm soll mit Hilfe der neugegründeten „freiwilligen Arbeitsarmee" durchgeführt werden. Für dieses Programm wurde die gewaltige Summe von 3300 Millionen Dollar bewilligt — allerdings steht dieser Zahl auch die gewaltige Zahl von etwa fünfzehn Millionen Arbeitslosen gegenüber. Welche Löhne bei diesen Arbeiten gezahlt werden sollen, ist nicht genau bekannt.

Ein besonders wichtiger Teil der staatlichen Notstandsarbeiten sind die Arbeiten im Flußtal des Tennessee. Hier liegt das Riesenkraftwerk Muscle Shoals, um dessen staatliche Bewirtschaftung unter Hoover ein erbitterter Kampf geführt wurde. Roosevelt hat diesen Kampf jetzt entschieden — Muscle Shoals wird vom Staat bewirtschaftet werden, der damit ein wichtiges wirtschaftliches Machtmittel in die Hand bekommt.

Ein Bankenkönig in Untersuchung.

Die Krise des Kapitalismus, die das amerikanische Leben erschüttert, sucht, wie man sieht, in verschiedenen Entwürfen zur planwirtschaftlichen Regelung Ausdruck, die vielfach schon im Plan unbestimmt sind, vielfach wohl in der praktischen Durchführung unwirksam gemacht werden dürften. Aber sie bringt noch eine zweite Wirkung hervor: neben den Versuchen zur besseren Organisation der Industrie die Vertrauenskrise der Finanz. Durch nichts wurde diese so deutlich gemacht wie durch die Untersuchung gegen Morgan, der immer unsichtbar im Hintergrund zu bleiben liebt, der niemals Interviews gibt, mußte persönlich vor dem öffentlichen Untersuchungsausschuß des Senats erscheinen und über seine Finanzmethoden Auskunft geben. Er gestand, seit vielen Jahren keinen Dollar Einkommensteuer gezahlt zu haben. Die Gründe dafür waren angeblich Verluste, die er aber nicht näher zu bezeichnen vermochte.



Untersuchung gegen Pierpont Morgan.

Morgan (rechts) vor seiner Vernehmung bei der Begrüßung des Senators Fletcher, des Vorsitzenden des Untersuchungsausschusses. Links: Staatsanwalt Pecora, der Vertreter der Anklage

Morgan mußte zum erstenmal in der hundertjährigen Geschichte seines Bankhauses der Oeffentlichkeit eine Bilanz vorlegen. Er gab seine Aktiven mit mehr als 300 Millionen Dollar an. Er weigerte sich jedoch, den Gesellschaftsvertrag seiner Firma zu zeigen und erklärte nur, daß er und seine neunzehn Gesellschafter täglich (außer Sonnabend) zu einer Sitzung zusammenzukommen pflegen, über die jedoch nie Protokoll geführt werde.

Was in den Sitzungen besprochen wird, über die die „Weisen von Wallstreet" kein Protokoll führen, darüber erfährt die amerikanische Oeffentlichkeit überraschende Dinge aus den Ergebnissen der Untersuchung. Noch nie ist der Zusammenhang zwischen den geheimen Drahtziehern der Hochfinanz und den Marionetten des öffentlichen Lebens so kompromittierend enthüllt worden. Eine große Anzahl von Darlehen sind von der Firma Morgan zu überaus günstigen Vorzugsbedingungen an Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gegeben worden, von denen viele nie zurückgezahlt, viele in keiner Weise gesichert wurden. „Es waren eben unsere Freunde", sagte Morgan. „Es sind brave Leute. Wir vertrauen ihnen."

Wer waren Morgans Freunde? Die bekanntesten Namen Amerikas finden sich in der Liste dieser Darlehensnehmer. Daß Vizepräsident General Dawes unter ihnen war, wunderte niemand; sein Name fehlt bei keiner der großen Korruptionsaffären der letzten Jahre. Auch der gestürzte Präsident der National-City-Bank, Mitchell, war schon kompromittiert genug, bevor sein Name auf der Morgan-Liste auftauchte. Dasselbe gilt von Owen Young, der sich auch von dem Riesenkorruptionisten Insull mit Vorzugsaktien beschenken ließ. Aber auf dieser Liste fand man auch die „Helden" des amerikanischen Volkes, den schweigsamen Präsidenten Coolidge (der also wohl wußte, warum er so beharrlich schwieg), der General Pershing, den Kommandanten der amerikanischen Streitkräfte im Weltkrieg, und sogar den Liebling Amerikas, den Ozeanflieger Lindbergh — auch der Heldenruhm, der sich in die Lüfte erhebt, ist mit goldenen Bindungen und Beziehungen an Bankkonti geknüpft... Noch schlimmer und von der Regierung schwerlich beabsichtigt war, daß man auch auf den Namen von Roosevelts eigenem Finanzminister stieß. Engste Verbindungen mit Morgan wurden auch den Reparationsagenten Parker Gilbert, dem Vertreter Amerikas auf den großen internationalen Konferenzen, Norman Davis, und dem Führer des rechten Flügels der demokratischen Partei, dem Industriellen Raskob nachgewiesen.

Was weiter?

Hier treffen Roosevelts Maßnahmen bereits ins Herz seiner gefährlichsten Gegner, der Bankherren und Großkapitalisten. Wie weit wird er gehen wollen? Er mag ein Antikapitalist sein, aber er ist gewiß kein Sozialist. Seine Regierungshandlungen sind von der Absicht geleitet, die gegenwärtige Wirtschaftsordnung den Massen erträglich zu machen, nicht sie aufzuheben. Einstweilen halten die Herren von Wallstreet still, unheimlich still. Sie warten ab. Heute gegen Roosevelt, dem umjubelten Helden der Massen, zu kämpfen, wäre unvernünftig; aber schon die Kompromittierung gewisser ihm nahestehender Politiker im Morgan-Skandal nützen sie weidlich aus. Und bald wird Roosevelt am Scheideweg stehen. Er wird sich entweder mit Halbheiten begnügen und den Sabotagemaßnahmen seiner Feinde, die rücksichtslos aufs Ganze gehen werden, unterliegen. Oder er wird energisch weitergehen wollen, dann aber auf entschlossenen Widerstand der Großmächte des amerikanischen Kapitalismus stoßen, die alle Minen springen lassen werden. Heute duckt sich Wallstreet am Boden. In einigen Monaten wird es den Kampf eröffnen, zuerst auf wirtschaftlichem, später, wenn der Zeitpunkt der nächsten Präsidentenwahl heranrückt, auch auf politischem Gebiet. Es wird vielleicht die Entscheidungsfrage der amerikanischen Geschichte sein, ob Amerika in jenem Zeitpunkt bereits eine starke, entschlossene sozialistische Bewegung besitzen wird. Wenn nicht, dann kann es für die Freiheit Amerikas verhängnisvoll werden, daß so große, fast diktatorische Vollmachten zum erstenmal in der amerikanischen Geschichte in die Hände des Präsidenten gelegt wurden. Der heißt heute Roosevelt und ist ein linker Demokrat. In vier Jahren kann er vielleicht ganz anders heißen und ein Vertreter der Reaktion sein.

Vom Schlachtfelde der Arbeit.

Vier Unfälle bei der Arbeit an einem Tage.

In der Fabrik von Ejtingon in der Juliusstraße verunglückte die Arbeiterin Veronika Opas infolge Ermüdung bei der Arbeit. Sie schlug so unglücklich mit dem Kopf auf den Fußboden, daß sie sich eine Beschädigung der Schädeldecke zuzog. Die Bedauernswerte mußte von einem Arzt der Rettungsbereitschaft ins Krankenhaus gebracht werden. — In der Fabrik von Poznanski, Ogrodowastraße, geriet die Arbeiterin Marjanna Szubinska, Sendziowskastraße 7 wohnhaft, mit der linken Hand in das Getriebe einer Maschine, die ihr einen Finger abriß und schwere Quetschungen beibrachte. Die Frau wurde nach einer Heilanstalt überführt. — In der Widzewer Manufaktur geriet die Arbeiterin Stanislawa Luterek in das Getrierbe einer Maschine und wurde dabei so schwer verletzt, das sie in bedenklichem Zustande ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. — In der Fabrik von Müllers Erben in Ruda-Pabianicka verunglückte der Arbeiter Andrzej Marysiak in Ruda, Piwnastraße 7, wohnhaft. Von einem Maschinenteil wurde ihm ein Arm ausgerissen, sodaß er in ernstem Zustande ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. (a)

Abschneiden der Blumen für den Zimmerschmuck.

Auch wenn ein Hausgarten Tag für Tag den Anblick von Blumen im Freien gestattet, der pflegt doch in den meisten Fällen vom goldenen Ueberfluß auch seine Wohnräume zu schmücken. So sind vielleicht auch an dieser Stelle ein paar Worte über die Behandlung der Schnittblumen angebracht. Gleich eingangs sei eines so oft begangenen Fehlers Erwähnung getan: die Blumen kommen oft erst lange nach dem Schneiden ins Wasser. Damit sie nicht welken und uns recht lange erfreuen, sollen sie aber sofort mit den noch saftigen Schnittwunden ins Wasser. Dadurch verhütet man ein Verdunsten von Wasser, ein Vernarben der Wunde, was die Wasseraufnahme im Glas (Vase, Topf) sehr erschwert, und gestattet den Saftbahnen sofort die Aufnahme von Feuchtigkeit. Manche Blumen erholen sich zwar im kalten Wasser, doch baue man nicht darauf. Jedem Blumenfreund tut es in der Seele weh, sieht er die Kinder Floras nutzlos hinwelken.

Daß man Blumen nie abreißen, sondern mit Schere oder Messer vorsichtig abschneiden soll, dürfte man eigentlich nicht erst sagen, das landläufige Handhaben belehrt einen leider des Gegenteils, besonders wenn es sich um holzartige Gewächse handelt. Da werden oft ganze Zweige abgerissen; aber auch da, wo man sich mit der passenden Länge begnügt, sieht die zackige Bruchstelle, die herumhängende Rinde wenig hübsch aus, ganz abgesehen vom Schaden, den das Gehölz erleidet. Dabei hat man für seine Zwecke oft gar keinen Nutzen. Beim Flieder z. B. ist es besonders üblich, recht große Zweige mit viel Blättern zu nehmen. Gewiß sieht es schön aus, aber die vielen großen Blätter verdunsten ungeheure Wassermengen und lassen den Flieder leicht verwelken. Daher entferne man zwei Drittel des Laubes gleich nach dem Abschneiden; gleiches gilt von Georginen, Sommerrosen.

Auch der Zeitpunkt, zu welchem man Blüten für den Zimmerschmuck schneidet, muß hinsichtlich des Blühstadiums beachtet werden. In voller Blüte (eben voll erblüht) schneidet man Veilchen, Himmelschlüssel, Primeln, Aurikeln, Maiglöckchen, Schneeglöckchen, Narzissen, Flieder, Neiken, Georginen, Sommerrosen, Astern, Reseda, Goldlack, Levkoien, Glockenblumen, Erika, Phlox, Pyrethrum, Goldball, Spiräen, Deutzien, Chrysanthemum und andere. Es ist aber bei den meisten der genannten genau die Zeit abzupassen, wo die Knospe sich eben zur vollen Blüte erschließt. In der Knospe schneidet man Rosen, Hyazinthen, Tulpen, Schwertlilien, Lilien, Gladiolen, Pfingstrosen, Wasserrosen, Anemonen, Schneeball, Aepfel, Birnen, Kirschen, Schwarzdorn, Forsythien usw. Letztgenannte müssen kräftiges, nicht zu kurzes Holz haben und recht tief im Wasser stehen. Verzögert sich das Entfalten, so hilft Besprengen mit lauem Wasser in warmem Zimmer. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß man Blumen nie bei praller Sonne schneiden soll.

Fabrikbrand.

In der Zgierskastraße 38 brach in den gestrigen Morgenstunden in der Färberei und Appretur des Pächters Szlojme Farber ein Feuer aus, daß infolge der Hitze und des Holzmaterials sich schnell auszubreiten begann. Es wurde sofort die Feuerwehr alamiert, die das Feuer nach über einstündiger Arbeit erstickte. Das Dach des Gebäudes ist fast vollständig vernichtet worden. Auch eine größere Menge Garn ist verbrannt. Der Schaden beziffert sich auf über 3000 Zloty. (a)

Zdunska-Wola. Streik. Auf Grund verschiedener Lohnstreitigkeiten brach in den Fabriken von Rubinstein, Hanan und Terczynow ein Streik der Belegschaften aus, da die Firma sich weigerte, die durch den Sammelvertrag vorgeschriebenen Löhne zu zahlen. Auch bei der Firma Pinczewski sind Verhandlungen eingeleitet worden, die jedoch zu keinem Resultat führten, weshalb auch hier ein Streik der Arbeiter ausgebrochen ist. Die Arbeiter haben sich an die Lodzer Verbände um Intervention gewandt.

Aus dem deutschen Gesellschaftsleben

Silberne Hochzeit. Am 7. Mai feiert der Färbermeister Ewald Emil Wellnitz mit seiner Ehegattin Anna das silberne Ehejubiläum. Herr Wellnitz, der eine allgemein bekannte Persönlichkeit in der deutschen Gesellschaft ist, ist seit zehn Jahren Vizepräses des Vereins deutschsprechender Meister und Arbeiter. Möchte es dem Jubelpaar vergönnt sein, auch das goldene Hochzeitsfest zu erleben!

Abschluß der Kurse im Commisverein. Donnerstag, den 8. d. M., um 8 Uhr abends, findet im Vereinslokal, Wolczanska 140, der Abschluß der Handels- und Sprachkurse des Schuljahres 1932/33 statt. An diesem Abend werden allen Hörern der Kurse, die das Examen bestanden haben, die Zeugnisse verteilt. Die Eltern bzw. Vormünder der Kursteilnehmer sowie die Mitglieder werden gebeten, an dieser Feierlichkeit teilzunehmen.

Radio-Stimme.

Sonntag, ebn 4. Juni.

Polen.

Lodz (233,8 M.).
12.30 Schallplatten, 14 Vortrag, 14.20 Wunsch-Schallplatten, 17 Leichte Musik, 19 Verschiedenes, 20 Abendkonzert, 21.25 Abendkonzert, 22 Tanzmusik, 23 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.).
11.30 Bach-Kantate, 12 Konzert, 15 Orchesterkonzert, 16.25 Volksliedersingen, 17.40 Johann Strauß, 18.40 Orchesterkonzert, 19 Pfingstbowle, 20.05 Orchesterkonzert, 22.30 Unterhaltungsmusik.

Königswusterhausen (938,5 kHz, 1635 M.).
12 Konzert, 14 Schallplatten, 15.30 Liederstunde, 16 Jugendstunde, 16.30 Konzert, 19 Oper- „Lohengrin" 20.1 5Konzert, 23 Unterhaltungsmusik.

Langenberg (635 kHz, 472,4 M.).
13 Konzert, 16.30 Militärkonzert, 18 Pfingststunde, 19.05 Ernst und heiter und so weiter, 20 Abendkonzert, 22.30 Eröffnung der Chikagoer Weltausstellung, 23 Nachtmusik.

Wien (581 kHz, 517 M.)
11.40 Sinfoniekonzert, 12.55 Unterhaltungskonzert, 15.30 Kammermusik, 17 Unterhaltungskonzert, 19 Orchesterkonzert, 20.10 Heitere Dorfkomödie: „Wer zuletzt lacht" 22.15 Konzert.

Prag (617 kHz, 487 M.).
10 Geistliche Musik, 11 Konzert, 12.05 Dorfblasmusik, 18.1 0Deutsche Sendung, 19 Konzert, 21.10 Unterhaltungsstunde, 22.20 Unterhaltungsstunde.

Montag, den 5. Juni.

Polen.

Lodz (233,8 M.)
11.30 Schallplatten, 12.15 Schallplatten, 15 Musik, 16 Jugendstunde, 16.25 Schallplatten, 17 Solistenkonzert, 19 Verschiedenes, 20 Abendmusik, 22.15 Tanzmusik, 23 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.).
12 Konzert, 15.45 Unterhaltungsmusik, 16.50 Volksliedersingen, 17.10 Unterhaltungsmusik, 18.30 Kammermusik, 20.10 Durch die Lande, 22.30 Tanzmusik.

Königswusterhausen (983,5 kHz, 1635 M.).
12 Konzert, 16.15 Konzert, 16.30 Konzert, 18.30 Kammermusik, 19 Himmlisches Orchester, 20 Deutsches Volksliederspiel, 21 Musik, 23 Tanzmusik.

Langenberg (635 kHz, 472,4 M.).
13 Konzert, 15.50 Funk ins Blaue, 16.30 Konzert, 19.15 Musik des 17. und 18. Jahrhunderts aus Original-Instrumenten, 20 Lustige Leut aus der Steiermark, 21.30 Zigeunerweisen, 22.50 Nachtmusik.

Wien (581 kHz, 517 M.).
12 Orchesterkonzert, 15.15 Kammermusik, 16.40 Unterhaltungskonzert, 19.05 Klaviervorträge, 20 Operette: „Der Orlow", 22.15 Tanzmusik.

Prag (617 kHz, 487 M.).
12. 05Konzert, 15.30 Konzert, 18 Deutsche Sendung, 19.25 Oper: „Halka", 22.30 Tanzmusik.

Dienstag, den 6. Juni.

Polen.

Lodz (233,8 M.).
12.10 Schallplatten, 15.50 Schallplatten, 16.25 Vortrag für Lehrer, 17 Konzert, 18.15 Leichte und Tanzmusik, 19 Verschiedenes, 20.10 Oper: Chopin", 23 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.)
11.45 Schallplatten, 12 Jugendstunde, 13 Schallplatten, 14.35 Schallplatten, 16.30 Gartenkonzert, 17 Konzert, 20.55 Volkstümliche Lieder, 21.10 Unterhaltungsmusik, 21.40 Konzert, 23 Spätkonzert.

Königswusterhausen (938,5 kHz, 1635 M.).
12 Schallplatten, 14 Konzert, 16 Konzert, 17.55 Musik unserer Zeit, 18.05 Balladen, 21 Tanzabend, 23 Spätkonzert.

Langenberg (635 kHz, 472,4 M.).
12 Unterhaltungskonzert, 13 Konzert, 16.30 Konzert, 20.45 Gemeingut des Volkes.

Wien (581 kHz, 517 M.).
11.30 Konzert, 12.4 0Schallplatten, 13.10 Schallplatten, 15.30 Kinderstunde, 17.25 Konzert, 19.10 Frühling, 20.45 Stunde der Heimat, 22.15 Zigeunermusik.

Prag (617 kHz, 487 M.)
10.45 Schallplatten, 12.30 Konzert, 14.50 Konzert, 19.10 Lieder, 20.25 Galante Sonaten alter spanischer Meister, 21 Orchesterkonzert, 22.15 Zeitgenössische Musik.

Wo ist Pienchen?

Roman von Rose Reissert

[8

Werner zog heute einen hellen Anzug an und braune Lederschuhe. Wieder stieg etwas wie Neid in ihm auf, als er sah, wie die anderen ein Flugzeug ins Freie brachten. Sie luden es auf einen kleinen Wagen und spannten sich davor. So zogen sie es die Düne hinauf, von wo aus sie Probeflüge unternahmen.

Wenig später schritt Werner Boitzenburg über die Wiese auf Rossitten zu. Die Luft war noch kühl. Alles glänzte von Tau.

„Vielleicht hat man das kleine Mädchen schon gefunden", sagte er sich. „Dann bin ich zu Mittag wieder zurück und kann auch noch den Ostwind ausnutzen."

Und während er kräftig ausschritt, pfiff er im Marschtempo leise vor sich hin.

Als er im Dorf anlangte, begab er sich geradeswegs zu dem Gasthause, das Maria ihm angegeben hatte. In der Tür kam ihm ein junges Mädchen entgegen, ohne Hut, das nußbraune Haar im Etonschnitt. Die unruhigen, schwarzen Augen im braunen Gesicht erschienen ihm wunderbar schön.

Er verlor ein wenig die Fassung, als er sich ihr so plötzlich gegenüber sah. Stumm verbeugte er sich und ließ sie an sich vorüber.

Jetzt hörte er polternde Schritte, und gleich darauf kam ein Mann die Treppe herunter hinter dem schönen Mädchen her, zwei, drei Stufen auf einmal nehmend.

Werner vertrat ihm den Weg. „Sie verzeihen", sagte er, „wohnt hier vielleicht Frau Helberding?" Und da der andere bejahte: „Hat sich die kleine Tochter wiedergefunden? Man suchte gestern nach ihr."

In diesem Augenblick ertönte die von Angst durchzitterte Stimme des brünetten Mädchens dicht hinter ihm: „Was wissen Sie von meiner kleinen Schwester? Wissen Sie überhaupt etwas? Wer hat Ihnen gesagt, daß sie verschwunden ist?"

„Gott, Dina", suchte der junge Mann sie zu beruhigen, „wir haben doch das ganze Dorf mobilgemacht. Es wäre ein Wunder, wenn der Herr das nicht erfahren hätte. — Aber wahrhaftig, Mensch, Boitzenburg, Sie sind das ja!" unterbrach er sich. „Das hätte ich mir am allerwenigsten träumen lassen, Ihnen hier zu begegnen. — Das ist Herr von Boitzenburg", wandte er sich an seine Braut, „eine Reisebekanntschaft von früher. Wir haben da mal eine tolle Hochtour miteinander gemacht, was, Boitzenburg? Und dieser Prachtmensch hat dabei sozusagen mein kostbares Leben gerettet. Du mußt dich noch nachträglich bei ihm bedanken, mein Kind."

Dina reichte diesem die Hand und sah ihn mit ihren großen, von der schlaflosen Nacht dunkel umrandeten Augen hilfesuchend an. „Bei jedem Menschen, dem ich begegne, denke ich nur immer, er könnte mir mein Schwesterchen wiederbringen", sagte sie leise. „Als ich heut' früh aufwachte, meinte ich bestimmt, ich hätte dieses Schreckliche alles bloß geträumt."

„Du erzähltest mir aber doch, daß du gar nicht geschlafen hättest", fiel Harald ihr lachend in die Rede.

Dina runzelte die Stirn. „Nimm bloß dein Badezeug und verschwinde!" rief sie heftig. „In ernsten Situationen bist du geradezu unerträglich."

„Ich werde euch schon beim Suchen helfen", sagte er gedehnt, „nur fürchte ich tatsächlich, das arme kleine Ding ist ins Haff gefallen."

In diesem Augenblick trat der Ministerialrat aus dem Hause.

Er ging auf den Fußspitzen und flüsterte wie jemand, der aus einem Krankenzimmer kommt. Ohne auf Boitzenburg zu achten, nahm er Dina beiseite. „Mutter hat einen schweren Sonnenstich", sagte er. „Du mußt so bald wie möglich nach Königsberg fahren und eine Pflegerin engagieren."

„Harald mag fahren", gab sie zurück, „er ist hier doch zu nichts nütze." In dem Tone lag unverhohlene Geringschätzung.

„Wenn du meinst. Höre, Harald, willst du so gut sein, und eine Krankenschwester aus Königsberg holen?"

In den Augen des jungen Mannes leuchtete eine kaum unterdrückte Freude. „Selbstverständlich, Papa. Morgen mittag spätestens bin ich wieder mit ihr zurück." Er dachte dabei nur an die Abwechslung, die ihm in der Großstadt winkte.

Werner trat bescheiden hinzu und stellte sich vor. „Wenn Sie erlauben, Herr Ministerialrat, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

Helberding musterte ihn flüchtig. „Sehr verbunden. Ich weiß aber wahrhaftig nicht mehr, was man für Schritte tun kann, um auf die Spur unserer kleinen Tochter zu kommen. Ich fürchte fast..."

„Nein, Vater, Pienchen ist nicht ertrunken!" unterbrach Dina ihn leidenschaftlich.

„Ich werde zunächst einen Rundgang bei den Fischern machen", schlug Boitzenburg vor. „Außerdem müßte man die Polizei benachrichtigen. Vielleicht setzt man eine Belohnung aus."

Dann trennten sie sich. Dina ging mit Harald hinauf, um ihm beim Einpacken des Nachtzeugs zu helfen.

„Wozu brauchst du Lackschuhe und Smoking?" wollte sie wissen.

Er schien ein wenig verlegen. „Ich werde irgendwo im Hotel speisen müssen. Man kommt doch sozusagen wieder unter Menschen."

„Darauf freust du dich wohl sehr?" fragte sie ihn spöttisch.

Etwas später gingen sie hinunter zum Landungssteg, mißlaunig und gedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesneuigkeiten.

Morgen großes Deutsches Volksfest im Helenenhof.

Nachdem das Frühlingswetter, das in diesem Jahre so wenig Wärme und Sonne mit sich brachte, ein freundlicheres, sonniges, fast ein Sommerwetter geworden ist, dürfte nunmehr auch in dieser Beziehung dem Morgen, am Pfingstmontag, im Helenenhof stattfindenden Gartenfest des Deutschen Kultur- und Bildungsvereins „Fortschritt" ein voller Erfolg beschieden sein.

Jeder deutsche Einwohner unserer Stadt dürfte dem Fest umsomehr ein großes Interesse entgegenbringen, da der Reinertrag zugunsten der Errichtung einer Sommerkolonie für möglichst viele deutsche arme Kinder bestimmt ist, die durch eine Reihe von Wochen auf dem Lande Pflege und Erziehung in besten Luftverhältnissen erhalten sollen.

Wie aus der Anzeige in dieser Nummer ersichtlich, ist das Fest eigentlich ein Doppelfest. Ein Sport- und ein Sängerfest, dabei gleichzeitig ein Fest für die Volksschulkinder, die durch besondere Einladungen zur Teilnahme am Fest aufgefordert wurden. Die besten Sportvereine werden mit ihren erprobten Kräften zum Wettkampf auftreten. Der Lodzer Sport- und Turnverein besonders mit dem Schauturnen am Reck, Barren und Pferd sowie mit einer schönen Freiübung. Die Darbietungen auf dem Sportplatze dauern von 2.30 bis 5 Uhr nachmittags.

Ab 6 Uhr wird das große Gesangsprogramm abgewickelt. Es werden die drei Vereine St. Trinitatis, Hl. Cäcilie sowie Meister- und Arbeiterverein als Gäste singen, sowie der gemischte Chor des festgebenden Vereins und zum Schluß der Männerchor, der das wunderschöne Walzerpotpourri von Franciscus Nagler „Ein Walzerstrauß von Straußwalzern" zum Vortrag bringt. Die gestern abend mit dem philharmonischen Orchester abgehaltene Probe hat gezeigt, daß das Werk gut einstudiert ist und die Glanznummer des Programms sein dürfte.

Wie bekannt, haben die Veranstalter noch eine ganze Reihe anderer Ueberraschungen vorbereitet, wie Kahnfahrt, Ballwerfen, Drehtische, Glücksrad, Kahnfahrt mit Gesängen, Stellung von Pyramiden bei bengalischer Beleuchtung, bengalische Beleuchtung des Gartens und außerdem ein vorzüglich vorbereitetes Büfett.

Das Deutsche Volksfest dürfte wohl am Pfingstmontag zu einem großen Stelldichein der Lodzer deutschen Bevölkerung werden. Das wohltätige Ziel rechtfertigt diese Annahme.

Die Aushebung des Jahrganges 1912.

Dienstag, den 6. Juni, haben sich vor der 1. Kommission (Kosciuszko-Allee 21) diejenigen Angehörigen des Jahrganges 1912 zu stellen, die im Bereiche des 8. Polizeikommissariats wohnen und deren Namen mit den Buchstaben A bis F beginnen.

Vor der 2. Kommission (Ogrodowastraße 34) stellen sich die Angehörigen des Jahrganges 1912, die im Bereiche des 10. Polizeikommissariats wohnen und deren Namen mit den Buchstaben von R bis Z beginnen.

Vor der 3. Kommission (Petrikauer Straße 165) erscheinen alle Angehörigen des Jahrgangs 1910, die im Bereiche der Polizeikommissariate 10 und 12 wohnen.

Vor der Aushebungskommission für den Kreis Lodz (Narutowicza 56) haben sich alle Angehörigen des Jahrganges 1912 zu stellen, die im Bereiche der Gemeinde Ruda-Pabianicka wohnen und deren Namen mit den Buchstaben S bis Z beginnen und alle Angehörigen desselben Jahrganges, die im Bereiche der Gemeinde Rombien wohnhaft sind. (a)

Strug-Vortrag im Journalistenklub.

Heute, Sonntag, um 12 Uhr mittags, findet im Journalistensyndikat (Petrikauer 121) ein Vortrag statt. Edward Boye wird über das Thema „Andrzej Strug — der Träger des Literatenpreises der Stadt Lodz", sprechen. Eintrittskarten im Preise von 1 Zl. (für Jugend 50 Gr.) sind heute im Sekretariat des Journalistensyndikats (Petrikauer 121) von 11 bis 12 Uhr zu haben. (u)

Neuentdeckte Erzlager in Polen.

Wie wir erfahren, wurde vom Direktor des staatlichen geologischen Instituts dem Industrie- und Handelsminister ein Bericht über die Entdeckung, welche 1932 in Polen gemacht wurde, übergeben. Wie aus dem Bericht hervorgeht, wurden neue mineralogische Schätze in der Nähe von Sanoka Krosno und Gorlic entdeckt. Man stieß dort auch auf Manganerzlager. (u)

Ausgesetzte Kinder.

In der Fürsorgeabteilung des Magistrats in der Zawadzkastraße 11 wurden gestern in den Morgenstunden zwei Kinder entdeckt, die elternlos umherliefen. Sie wurden, da sie nur ihre Vornahmen, Helga und Janka, angeben konnten, dem Waisenhaus eingeliefert. — In der Cegielnianastraße 11 fanden Hausbewohner gestern in Lumpen gehüllt ein Kind weiblichen Geschlechts im Alter von etwa 4 Wochen. Das Kind wurde von der Polizei dem Findlingsheim übergeben. (a)

Wo steht denn das geschrieben...

Drei Frauen und ein Mann.

Einer, der von einer Ehe nicht genug hatte.

Eine Ehetragödie spielte sich gestern in der Kanalowastraße in Baluty ab. Im Jahre 1924 war der Schneider Boleslaw Skowronski aus Mangel an Arbeit in Lodz nach Frankreich ausgewandert und hat von dort oft an seine hier zurückgebliebene Frau und seine beiden Kinder im Alter von 3 und 5 Jahren Geld geschickt.

Nach etwa 2 Jahren hörten jedoch die Briefe auf

und die Frau wartete vergeblich auf irgend eine Nachricht. Eingeleitete Nachforschungen ergaben, daß sich Skowronski in Paris befand und dort eine Schneiderwerkstatt besaß, die gut ging. Auf Mahnungen der hier gebliebenen Frau traf ebenfalls nie eine Antwort ein. Die Frau besorgte sich nunmehr einen Auslandspaß und fuhr im Jahre 1929 ebenfalls nach Paris, wo sie ihren Mann, da sie ihn verständigt hatte, allein vorfand. Bis zum Jahre 1931 lebte nun Skowronski wieder mit seiner Frau zusammen, ohne daß derselben irgendetwas aufgefallen wäre Im Jahre 1931, im Juni,

verschwand plötzlich Skowronski, ohne irgend eine Spur zurückzulassen.

Die Frau blieb ohne irgendwelche Barmittel zurück. Die Nachforschungen blieben wiederum erfolglos. Bis die Frau Skowronska eines Tages den Besuch einer anderen Dame erhielt, die unter Tränen gestand,

die Frau Skowronskis zu sein und ein Kind aus ihrer Ehe mit ihm zu besitzen.

Beide versuchten nun den treulosen Gatten wiederzufinden, jedoch vergeblich. Da wandten sich beide an eine Privatinstitution und diese brachte in Erfahrung, daß Skowronski sich zurück nach Polen begeben habe. Beide Frauen machten nun ihre Wohnungen zu Geld und kamen nach Lodz, wo sie den Mann im zärtlichen Beisammensein mit einer dritten Frau vorfanden, die in der Kanalowastraße wohnhaft war. Beim Anblick seiner beiden ihm rechtlich angetrauten Frauen wußte sich Skowronski nicht sogleich zu fassen. Seine erste Frau hatte indes vorgesorgt und in einem Augenblick hatte sie ihm

eine Ladung Salzsäure ins Gesicht gegossen,

so daß er schreiend zusammenbrach. Die sofort benachrichtigte Polizei hat den Mann ins Krankenhaus bringen lassen und seine erste Gattin verhaftet.

Skowronski wird sich wegen Bigamie vor Gericht zu verantworten haben, während für die drei Frauen, da es sich mittlerweile herausgestellt hat, daß auch die dritte Frau ihm angetraut ist, die Wahl haben werden, entweder zu verzichten, oder gemeinsam mit ihm zu leben, da das Gericht bisher noch nie ein Urteil fällte, welche der Frauen Anrecht an den Mann hat. (a)

Betrifft Vereine.

Die Stadtstarostei schreibt uns:

Eine ganze Reihe von Organisationen in Lodz gebrauchen andere Namen, als diese, die von der zuständigen Behörde bestätigt wurden. Solch ein Vorgehen ist gesetzwidrig. Deswegen müssen alle Organisationen nachprüfen, ob ihr Name, unter dem sie auftreten, mit demjenigen in ihren Statuten übereinstimmt. Bei eventuellen Ungenauigkeiten müssen alle Blanketts und Stempel mit dem richtigen Namen versehen werden. Gleichzeitig wird darauf aufmerksam gemacht, daß eventuelle Sektionen irgendwelcher Vereine nicht selbständig auftreten dürfen, es dürfen dies nur die Vorstände der Vereine.

Ebenso dürfen keine Vereinsvorschriften noch Vereinsdokumente von bezahlten Funktionären unterzeichnet werden, ausgenommen die Vereine, die solche Handlungen in ihren Statuten vorgesehen haben. (u)

Der Nachtdienst in den Apotheken.

In der Nacht von Sonntag zu Montag haben folgende Apotheken Nachtdienst:

K. Leinwebers Erben, Plac Wolnosci 2; J. Hartmanns Erben, Mlynarska 1; W. Danielecki, Piotrkowska 127; A. Perelman, Cegielniana 32; J. Cymer, **Wulczanska 37; F. Wojcickis Erben, Napiorkowskiego 27**

In der Nacht von Montag zu Dienstag:

A. Danzer, Zgierska 57; W. Groszkowski, 11-go Listopada 15; S. Gorfeins Erben, Pilsudskiego 54; S. Bartoszewski, Piotrkowska 164; R. Rembielinski, Andrzeja 28; A. Szymanski, Przendzalniana 75.

Wo ist Pienchen?

Roman von Rose Reissert

[7

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als Boitzenburg hastig eintrat.

„Der Fischer Poweleit liegt mit seinem Boot hier am Strande", berichtete er schnell. „Er will auf der Stelle zurückfahren. — Können Sie wohl den kurzen Weg zum Haff noch gehen, gnädige Frau?"

Maria erhob sich sofort. Beim Stehen wurden die Schmerzen noch heftiger. Sie wankte ein wenig; aber sie hielt sich aufrecht. Sie hatte sich sogar noch so weit in der Gewalt, daß sie dem Major die Hand hinzustrecken vermochte und sich bei ihm bedankte.

Boitzenburg begleitete sie.

Langsam gingen sie nebeneinander zwischen dem Knieholz hin dem Haff zu. Sie stolperte bei jedem Schritt und vermochte kaum die Füße zu heben. Boitzenburg mußte sie stützen. Doch fürchtete er jeden Augenblick, daß sie umsinken könnte. Schließlich legte er den starken Arm um ihre Hüfte; so ging es besser.

Der Fischer Poweleit stampfte schon ungeduldig am Strande hin und her. Der Wind war gut; das gab eine glatte Fahrt. Sein Schiff sah flink und proper aus; der bunte Wimpel, der den Booten der Nehrung eigen ist, war neu gestrichen.

Boitzenburg hob Maria in seine Arme und trug sie durch das seichte Wasser ins Boot. Sorgfältig bettete er sie auf einen Stapel Segel, so daß ihr Kopf mit der goldblonden Haarkrone im Schatten der Bootswand ruhte.

„Nun los!" sagte er zu dem Fischer. „Passen Sie mir gut auf die gnädige Frau auf. Sie wissen ja, wo sie wohnt."

Damit sprang er ans Land und ging zurück zur Flugschule.

Der Fischer ruderte ein Stück; dann setzte er Segel und ließ sich behaglich am Steuer nieder.

„Ein kleines Mädchen ist Ihnen weg?" fragte er, sichtlich bemüht, mit der feinen Dame Hochdeutsch zu sprechen.

Maria hielt die Augen geschlossen. Das Boot wiegte sie leicht auf und nieder. Die Sonne sandte ihre Strahlen schon schräg.

Fast fühlte sie sich gesund, wenn nur das Stechen in Stirn und Augenhöhlen nachgelassen hätte.

„Kennen Sie sie nicht?" fragte sie schnell. „Das kleine Mädchen mit dem blonden Lockenkopf? — Pienchen!" fügte sie dann noch hinzu.

„Ach die!" nickte der Mann und spuckte seinen Priem ins Wasser. „Trautste kleine Marjell."

Er schob die Mütze auf das Ohr, um sich den Kopf kratzen zu können.

„Haben Sie sie gesehen?"

„Ob ich die gesehn hab'? Natürlich hab' ich die gesehn! Jeden Tag is die ja mit meiner unten an der Brück'."

„Heute — haben Sie sie heute irgendwo gesehen?"

„Heute? Na ja. So unter Mittag haben sie doch wieder da gespielt."

Eine plötzliche Schwäche überkam die Frau.

„Herr Poweleit, mein Kind ist fort", stöhnte sie. „Ich habe Pienchen gesucht — den ganzen Nachmittag laufe ich schon umher und suche sie. Haben Sie denn keine Ahnung, wo sie geblieben sein kann?"

Der Fischer spuckte wieder aus.

„Nein", sagte er lakonisch. „Die wird nu wohl weg sein. Genau wie vorchtes Jahr die kleine Frieda. Da haben die Eltern auch alle Dünen und Dörfer durchsuchen lassen bis 'rüber nach Nidden." Er machte eine Pause, um etwas an den Segeln zu richten. „Ich hab' aber gleich gesagt, daß das keinen Sinn hat", fuhr er fort. „Das Haff, ja, das sieht harmlos aus. Aber was es hat, das hat es. Es verstellt sich nur. Wir Fischer, wir kennen es. Wenn es sich aber sein Opfer geholt hat, dann is es mal wieder eine Zeitlang friedlich. Im vorchten Winter haben wir keinen Toten gehabt."

Maria richtete sich mühsam auf, indem sie sich an die Schiffswand klammerte.

„Und Sie meinen, das käme daher, weil im vorigen Jahre ein kleines Mädchen ertrunken ist — meinen Sie das?"

Sie schrie es heraus.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Meinen mein' ich schon. Wenn auch die Eltern noch heut' behaupten, die kleine Marjell wär' gestohlen. Aufgefischt hat man sie ja nirgends."

Maria ließ sich zurücksinken. „Das ist gottloser Aberglaube!" stöhnte sie.

Der Fischer brummte etwas in seinen Bart. Er schien beleidigt und redete von nun an kein Wort mehr.

* * *

Goldig und klar stieg die Sonne am nächsten Morgen wieder am wolkenlosen Himmel auf. Boitzenburg hatte schlecht geschlafen. Er stieß die Läden der Kammer, die er mit einigen seiner Mitschüler teilte, weit auf und blickte auf das schimmernde Haff hinaus. In der Nacht hatte er Pläne entworfen, um der blonden Frau in ihrem großen Jammer beizustehen. Gleich in der Frühe wollte er nach Rossitten hinunter und weiter bei der Suche nach dem Kinde helfen. Bis jetzt waren alle Bemühungen vergeblich geblieben.

Ein frischer Ostwind strich über die Dünen, ein äußerst seltener Wind, der die schönsten Flugproben ermöglichte. Fast regte sich ein leises Bedauern in ihm. Die jungen Leute eilten hinab zum Haff, um ein Bad zu nehmen. Frisch und voller Erwartungen gingen sie dann an ihre Arbeit. Jeder Tag brachte Neues, neues Schaffen, neue Erfahrungen, neue Erfolge.

Deutscher Kultur- und Bildungsverein „Fortschritt“

Am Pfingstmontag, dem 5. Juni 1933, veranstalten wir unter gütiger Mitwirkung befreundeter deutscher Vereine ein

Großes Deutsches Volksfest

im Helenenhof Der Reinertrag ist für die Errichtung einer Sommerkolonie für die allerärmsten deutschen Kinder bestimmt. **im Helenenhof**

Das Fest ist gleichzeitig mit einem großen deutschen Kinderfest verbunden, da es der deutschen Volksschuljugend Gelegenheit geben soll, deutschen Turnsport, Leichtathletik und Gesang kennen zu lernen.

Programm: 1 Uhr nachmittags Eröffnung des Gartens für die Besucher

Auf dem Sportplatz:

2.30 Uhr: **Schauturnen** aller Sektionen des Turnmeisters der Lodzer Wojewodschaft, des Lodzer Sport- und Turnvereins, anschließend Freiübungen aller Sektionen.

3.30 Uhr: **Leichtathletische Wettkämpfe** der besten Kräfte der Vereine: 1) „Union-Touring“-Lodz, 2) Sportverein „Triumph“-Lodz, 3) Lodzer Sport- und Turnverein und 4) Pabianicer Turnverein.

5.30 Uhr: **Großer Kinderumzug** durch den Garten. Während der Vorführungen auf dem Sportplatze Konzert.

Im Garten:

Ab 5 Uhr: **Sinfonisches Konzert** unter Leitung des Kapellmeisters Theodor Ryder.

Ab 6 Uhr: **Gesangsvorträge** des Kirchengesangvereins der St. Trinitatis-Gemeinde — Leitung Fr. Pohl, des Kirchengesangvereins „Cäcilie“ — Leitung Br. Arndt, der Gesangsektion des Vereins deutschsprechender Meister und Arbeiter — Leitung O. Schiller, des gemischten Chores des D. K. u. B.-Vereins „Fortschritt“ — Leitung St. Effenberg. —

Anschließend: **Erstaufführung in Lodz des melodienreichen Potpourris Straußscher Walzer:**

„Ein Walzerstrauß von Straußwalzern“

durch den Männerchor des D. K. u. B.-Vereins „Fortschritt“ mit Begleitung des Lodzer philharmonischen Orchesters — Leitung Br. Arndt.

Um 8.30 Uhr auf dem **Wasser: Potpourri deutscher Volkslieder**, gesungen von einem Chor auf den Kähnen.

Pyramiden bei bengalischer Beleuchtung des Lodzer Sport- und Turnvereins.

Im Garten: **Glücksrad. Drehtischchen. Scheibenschießen. Ballwerfen.** An den Tennisplätzen: Eigenes **Büfett**. Vorzügliche Speisen und Getränke. Biere der Brauereien Anstadt und Gebr. Keilich.

Eintritt Zl. 1.—. Kinder im Alter bis 14 Jahren, die in Begleitung ihrer Eltern erscheinen, **frei.**

Die Eintrittskarte berechtigt zum Eintritt sowohl in den Garten wie auch auf den Sportplatz. **Alle Deutschen werden angesichts des wohltätigen Zweckes hierzu eingeladen.**

So schlagen sie sich durchs Leben...

Arbeitslose gründen einen Wanderzirkus.

Ueber dem abendlichen Marktplatz des Industrieortes hängen die Wolken, und eine für den Monat Mai ganz ungewohnte Kälte läßt die wenigen unverdrossenen erschauern.

„Immer heran, meine Herrschaften, die letzte Vorstellung beginnt. Sie sehen hier — Kinder, weg da von der Plaue! — die besten Akrobaten von..."

Auf einem Holzgerüst vor einem großen Zelt steht ein Frack. Tatsächlich, ein richtiger Frack, der in dieser ungewohnten Umgebung so auffällt, daß man zunächst den darin steckenden Mann gar nicht beachtet. Was tut es, wenn die Farbe des zerknitterten Hemdes eher grau als weiß ist, wenn der Kragen nicht mehr paßt und die schwarze Schleife wehmütig die Enden hängen läßt. Der Herr Direktor des Wanderzirkus trägt einen Frack.

Im grellen, schmerzenden Licht der Karbidlampen stehen in bunten Kostümen die „Akrobaten". Phantastisch sieht ihre Kleidung aus, aber auf ihren Gesichtern kann man Not und Entbehrung lesen. Drei Männer und drei Frauen stehen neben dem „Herrn Direktor" auf der Rampe. Mit den Augen zählen sie die Leute, die sich in ihren Zirkus drängen.

Sie haben von den zünftigen Fahrenden das übliche Tamtam abgesehen. „Die Musik gibt das letzte Zeichen usw..."

Zwanzig Groschen kostet jeder Platz. Am nächsten Tage will der Zirkus weiter ziehen, und so ist, nachdem die Musik, wie üblich, drei oder viermal das „letzte Zeichen" gegeben hat und die „Artisten" sich jedesmal dazu auf die Rampe stellten, der Raum innerhalb der Zeltleinwand fast ganz gefüllt.

Die Einrichtung ist einfach. In der Mitte tragen drei Pfosten das Zelt, dann ist ein enger Raum mit Sägespänen ausgestreut, darum liegen einige Balken, dann kommt eine Reihe selbstgezimmerter Bänke, der Rest ist frei: „Stehplatz".

Eine Zigarette vermittelt schnell die Bekanntschaft mit einem „Artisten". Ein sehniger, aber etwas verhungert aussehender Bursche, die langen, dunklen Haare mit Fett in Wellen gelegt, erzählt im harten, oberschlesischen Deutsch:

„Sehen Sie, unser Zirkus, das ist ein Familienunternehmen. Wenn man arbeitslos wird, da muß man eben alles zu Geld machen, was man nur überhaupt kann. Mein Bruder und ich, wird sind „vom Fach". Mit 14 Jahren sind wir vom Hause abgehaun, und dann sind wir so drei Jahre mit einem richtigen Zirkus rumgezogen. Dann gingen wir ja wieder nach Hause, denn auf der Grube hat man gut verdient damals. Wir haben uns verheiratet, sehn Sie, mein Bruder hat schon einen fünfjährigen Jungen, und alles war ganz gut. Aber jetzt, diese große Krise, da sind wir eben auch arbeitslos geworden. Und da haben wir unseren Familienzirkus gegründet.

Mein Bruder und ich, wir haben zwei Schwestern geheiratet, und mit denen haben wir uns schon früher, wenn wir am Sonntag einen Ausflug gemacht haben, etwas geübt. Mein Schwager — dort der Große — ist auch verheiratet, und da sind wir schon sechs Mann. Dann ist noch ein Cousin von mir dabei, und der Rest, das sind so Arbeitslose, die sich uns nach und nach angeschlossen haben.

Ob wir davon leben können? Wohnen kostet uns nichts, denn wir haben unseren Wohnwagen, und die anderen, die schlafen hier im Zelt. Aufs Essen müssen wir halt verdienen.

„Genehmigung der Behörden? Natürlich, wir müssen ein Patent lösen wie alle andern. Das kostet 92 Zloty aufs Jahr. Und dann müssen wir auch Standgeld bezahlen. Hier kostet das 20 Zloty, die wir aber nicht bezahlt haben. Bei dem Wetter ist der Besuch sehr schlecht. Die 20 Zloty bleiben wir eben schuldig. Wie bitte? Ach so, ja, der Gemeindebeamte kommt dann eben in den nächsten Ort nach und holt sich dort das Geld ab. Vielleicht verdienen wir dort etwas mehr. — Entschuldigen Sie, jetzt kommt meine Nummer."

Inzwischen hat die Vorstellung begonnen. Die Musik besteht aus vier Arbeitslosen, die auf ihren Blasinstrumenten einen fürchterlichen Lärm vollführen. Die Vorstellung besteht aus ziemlich leichten Kunststücken, die akrobatisch sein sollen. Lediglich die beiden Brüder, die „vom Fach" sind, bringen ein paar schwierigere Sachen und die eine der Frauen zeigt trotz ihres geradezu schmächtigen Körpers verblüffende Kräfte: im Spagat macht ein großer schwerer Mann auf ihrem Kopf Handstand.

Der „starke Mann" müht sich mit Gewichten ab. Ein Fleischergeselle kann es besser. Der Arbeitslose, der hier als Artist etwas verdienen will, ist offensichtlich durch ungenügende Ernährung geschwächt, aber er will sich nicht übertrumpfen lassen und reißt sich krampfhaft zu immer schwereren Leistungen zusammen. Er erringt einen billigen Triumph, denn der Fleischergeselle scheint Mitleid mit dem schon älteren Manne zu haben und verzichtet auf die Fortsetzung des Kampfes.

Aufschlußreich ist schon die Kleidung der „Artisten". Die Frauen haben sich aus dem Sonntagsstaat vergangener, besserer Zeiten ihre Kostüme selbst zusammengeschneidert, die meisten Männer haben einfach — Badehosen an. Die Clowns tragen ein Gewirr von Lumpen und Flitter.

Arbeitslose gründen einen Wanderzirkus. Was früher in guten Zeiten die heutigen Arbeitslosen im Scherz und übermut übten, muß sie heute ernähren. Was früher Spiel war, ist heute Arbeit. Die Begriffe haben sich geändert.

Herbert Jelsch.

Poetenkrieg.

Der bekannte Warschauer Rechtsanwalt Hofmokl-Ostrowski hat ein Theaterstück „Zabawka" (Spielzeug) geschrieben, das gegenwärtig in einem Warschauer Theater gespielt wird. Die Handlung ist in aller Kürze folgende:

Ein berühmter Rechtsanwalt verteidigt eine des Mordes angeklagte Frau so glänzend, daß sie freigesprochen wird. Dieser Rechtsanwalt wird dann von der Frau, die sein „Spielzeug", seine Geliebte wurde, später selbst ermordet.

Das Stück wurde im allgemeinen von der Kritik ziemlich freundlich aufgenommen. Der Theaterkritiker der „Wiadomosci Literackie", der Dichter Antoni Slonimski, der eine scharfe Feder schreibt, hat es auf seine Art besprochen:

„Aber hier spricht nicht die Angeklagte. Es spricht in ihrem Namen der Rechtsanwalt. Er spricht schlecht. Sowohl die Verteidigung der Angeklagten sowie der den Männern hingeworfene Anklageakt — das ist eher ein Advokatendreh, als ein Drama."

Ueber die Heldin des Stückes sagt Slonimski:

„Diese Frau erinnert mich an einen Sergeanten, einen großen, schnauzbärtigen Kerl mit Säbel und Revolver an der Seite, der sich fürchtete, in ein Eisenbahnabteil zu setzen und sagte: „Mania, ich werde mich nicht dahinein setzen, dort sitzt ein Jude, der könnte mir etwas antun".

Im Abschnitt, der den Wert des Stückes bespricht, lesen wir:

„Das „Spielzeug" ist Herrn Hofmokl-Ostrowski nicht geglückt. Theater-Spielen ist ein gefährliches Spiel. Wir verurteilen den Autor zu zwei Wochen schlechter Frequenz."

Diese Kritik hat so sehr das Mißfallen Hofmokl-Ostrowskis erregt, daß er Slonimski verklagte. Der Rechtsanwalt tritt in seiner Klage als Literat auf und schreibt in der Begründung seiner Klage: „Die Klage verfolgt das Ziel, dem berufsmäßigen Herabsetzen von Kunstwerken ohne das geringste Verständnis dafür und dem Mißbrauchen der Gastfreundschaft der Theater durch die sogenannten Kritiker, welche Freikarten zur Verfügung haben und die wesentliche polnische dramatische Kunst boshaft schädigen, endlich einmal das Handwerk zu legen."

Rechtsanwalt Hofmokl hat sich folgende Zeugen bestellt: Senatsmarschall Raczkiewicz, den Warschauer Stadtpräsidenten Slominski, den Vizevorsitzenden des Stadtrates Wilczynski und den ehem. Direktor der Zivilkanzlei des Staatspräsidenten, Lenz.

Abgesehen davon, ob Slonimski Recht hat oder nicht — ist die Bezeichnung „wesentliche polnische dramatische Kunst" für einen so frischgebackenen Bühnenschriftsteller ein bißchen viel. Und ganz besonders darum, weil er es selbst sagt.

Von der Redaktion.

Infolge technischen Umbaus mußte der redaktionelle Teil bereits in den gestrigen Nachmittagsstunden geschlossen werden.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens.

Einberufung des Bezirksparteitages.

Der IX. Bezirksparteitag der DSAP wird für Sonnabend, den 1. Juli, 5.30 Uhr nachmittags, nach Lodz einberufen. Die Tagesordnung des Bezirksparteitages ist folgende:

1. **Eröffnung und Wahl des Präsidiums und der Kommissionen.**
2. **Jahresberichte des Bezirksvorstandes, der Kontrollkommission und des Parteigerichts.**
3. **Neuwahl der Parteiinstanzen.**
4. **Die politische Lage.**
5. **Stellungnahme zur Religion und Kirche.**

Die Wahl der Delegierten hat in den Mitgliederversammlungen der Ortsgruppen bis zum 20. Juni zu erfolgen. Anträge der Ortsgruppen müssen spätestens bis zum 22. d. Mts. dem Bezirksvorstand zugesandt werden.

Der Bezirksvorstand:
(—) A. Kronig, Vorsitzender.

Verlagsgesellschaft „Volkspresse" m.b.H. — Verantwortlich für den Verlag: Otto Abel. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dipl.-Ing. Emil Zerbe. — Druck: «Prasa» Lodz, Petrikauer Straße 101

Ferien an der Weichsel.

Es ist etwas „Köstliches", reisen zu können, und wenn uns ganz gewöhnlichen Sterblichen auch nur übrig bleibt, die engste Heimat kennenzulernen, — wie dankbar sind wir trotzdem dafür.

Aber die wenigsten denken an die engere Heimat, an das alte deutsche Siedlungsland an der Weichsel. Urahnen haben hier den Boden urbar gemacht. Jahrtausende zurück lebten hier, wo sich heute stattliche deutsche Siedlungen erheben, Germanen, Goten, Burgunder. Dann kamen die Slawen, nahmen das Land in Besitz und riefen erneut Deutsche ins Land, das sie nicht, jeder Kultur bar, liegen lassen wollte. So ist es unsere Heimat geworden.

Schön ist unser Ahnen Land, — aber wer kennt es?

*

In der Urheimat deutschen Wesens in Polen will ich einige freie Tage verbringen. Hier hart am Ufer des alten Stromes will ist rasten. Im Schatten uralter Eichen, beim Rauschen des gelben Wassers, der Weichsel, im Lande des ehemaligen Masowienherzogs Konrad, in der Nähe der alten, fast ältesten Städte der Kreuzritterzeit, will ich ausruhen und nachdenken zu können über das Werden meiner, unserer Heimat.

*

Noch sind die Glieder etwas ermüdet von dem weiten Marsch. 58 Kilometer Tagesleistung ist etwas viel, aber dafür winkt am nächsten Nachmittag der gelbe Strom und wenig später ist der Marsch beendet und der Urlaub beginnt erst recht.

Schon unterwegs, in Sochaczew, kann man altes Mauerwerk bewundern. Schloßruinen ragen weithin sichtbar gen Himmel und zeugen von längst vergangenen Zeiten. Im Geiste erschaut man Bilder, die keine Phantasie eines Malers hervorzuzaubern vermöchte.

Alte, uralte Zeiten erstehen wieder, bis die Wirklichkeit zum Weitermarsch mahnt. Weiter gehts, Wyszogrod zu.

1255 war's. Konrad von Masowien war von seinen Feinden stark bedrängt und rief in seiner Not die deutschen Ordnungsritter herbei. Diese kamen, zerstörten die alte, hier stehende Burg, erbauten eine neue Stadt, die das Kulmer Recht erhielt. Die Steine zum Bau dieser nuen Stadt und Burg, die den Namen Visigard erhielt, wurden weither geholt, auf dem Wasserwege wurden sie aus Dantiscum (Danzig) gebracht. Heute stehn die letzten Reste jener Kreuzritterburg, kaum noch erkennbar, hart an der Weichsel, auf hohem Hügel und schauen ins Land. Die tiefen Verließe kann man nur mit Grausen bewundern, die starken Mauerreste mit Achtung vor diesem damaligen Können.

Diesseits des Ufers liegen deutsche Siedlungen, deren Gründungsgeschichten im Dunkel der Zeit verlorengegangn sind. Die Aeltesten der Alten denken nicht daran und was an Urkunden vorhanden war, das wurde in den meisten der deutschen Dörfer während der Kriegswirren vernichtet. Spärliche Reste findet man hier und da. Die Darstellungen, die man jedoch erhält, sind so verschiedenartig, daß man daraus nur nach eingehender Bearbeitung ein einheitliches Gefüge, ein Ganzes herausholen kann.

Als sicher ist hier anzunehmen, daß die ersten deutschen Siedlungen aus jener Zeit stammen, da die ersten Deutschordensherren hierher kamen und einen Gürtel deutscher Kolonien rings um die Burg erstehen ließen. Zu beiden Seiten, rechts und links der Weichsel, zwischen Wyszogrod—Plock und Warschau erstehen Dörfer, die trotz aller Bedrängnis Volkstum und deutsche Sitte wahren.

Hier hat alles deutscher Fleiß geschaffen und wenn heute durch Nachlässigkeit von seiten der Regierung das hinterlassene Erbe der Vernichtung anheimfallen soll, wenn Hab und Gut und Land dieser einstigen Kulturbringer ein Raub der kalten, gelben Fluten der Weichsel wird — ist es dann nicht an der Zeit, einmal an die Zukunft, an sich selbst und an die Vergangenheit zu denken?

Jahrhunderte sind darüber hingegangen, als die Rufe weithin erschallten: „Kommt zu uns, wir wollen euch Brüder sein!" Der deutsche Bauer gab immer; er nahm nie. Er war Kulturträger!

Nun aber ist seine Scholle bedroht, die er unter allen Umständen erhalten will. Man läßt den Raub der Fluten weitergehen: Tag und Tag, Monat und Monat und Jahr um Jahr und — Morgen um Morgen besten Bodens geht verloren, unwiederbringlich!

Eingaben und Bittschriften haben die deutschen Weichselbauern immer wieder an die Regierung gehen lassen. Man glaubte ein Anrecht auf diesen verbrieften Boden zu besitzen. Aber, man irrte sich, wie man in so vielen Fällen heute irrt — besonders in unseren deutschen Kreisen. Vergeblich war bisher jedoch noch alle Mühe und unsere bürgerlichen Politiker aus Kongreßpolen denken nicht daran, einmal die Weichselgegend, die Bauern dort aufzusuchen; genug, daß diese gewählt haben.

Der Bauer an der Weichsel braucht sofortige Hilfe. Bester Ackerboden ist bereits von der Weichsel verschlungen, die Sandbänke sind nach neuester Verfügung Regierungsland geworden und die Regierung tut nichts, um die Weichseldämme zu sichern; sie läßt das Wasser gehen, wohin es mag — es sind ja nur hartköpfige Schwaben, die dort sitzen, auf ihrem angestammten Sitz der Väter.

„Niemand kümmert sich um uns"! — sagen sie. Wie schwer klingt dieser Vorwurf. Und es ist doch so!

*

Wochen blieb ich bei den gastfreundlichen deutschen Bauern. Dann kam der Abschied, und ich mußte versprechen wiederzukommen.

Ob es mir möglich sein wird?

Die Pfingsten laden ein.

Sie grüßen die Weichsel und brin[illegible] von dort, sie grüßen die deutschen Bauern und das gurgelnde gelbe Wasser.

Arthur H. Lobusch.

Quer durch die Welt

Heimkehr einer „Entführten“

Die Odyssee einer 10jährigen.

Ein Mädchen, das eine wahre Irrfahrt durch Amerika machen mußte, ehe es nach Deutschland und nach Hamburg zurückkehren konnte, ist jene Hedwig Wengerek, die soeben mit dem „President Harding“ in Europa eingetroffen ist. Die Zehnjährige, deren „Entführungsgeschichte“ viel besprochen wurde, ist jetzt unter die Aufsicht der Jugendbehörden in Hamburg gestellt worden.

Ehe der Passagierdampfer der United-States-Lines beim Schuppen festmachte, verteilten sich ein gutes Dutzend Kriminalbeamte unauffällig vor dem Landungssteg und faßten jeden scharf ins Auge, der ein wenig hastig herannahte, um einen Fahrgast zu begrüßen oder abzuholen. Ganz zum Schluß erschien die Stewardeß des Schiffes und übergab einer Pflegerin der Hamburger Kinderfürsorge ein nettes, zehn Jahre altes Mädchen, das die Schwester mit einem Knicks begrüßte. Aber erst, als das Auto mit dem Kind verschwunden war, in dem übrigens noch zwei Beamte Platz genommen hatten, entfernten sich die Kriminalisten. Diese Vorsicht war geboten. Denn es lagen Drohbriefe vor, daß man dieses Mädchen entführen wollte. Und der Schreiber dieser Briefe war ein gewissen — „Schriftsteller“ Dathe!

Der Fall Hedwig Wengerek ist schon mehrfach in der Presse erörtert worden. Der Tatbestand ist kurz der: Der Hamburger Metzger und späterer Friedhofsgärtner Wengerek, der mit seiner Frau in Scheidung lebte, hatte einem gewissen Dathe und dessen angeblicher Frau die kleine Hedwig in Pflege gegeben. Dathes schienen viel Geld zu haben, fuhren viel in der Welt umher und versprachen, das Kind zu versorgen.

Eines Tages wurde Hedwig Wengerek mutterseelenallein in Los Angeles aufgegriffen. Bald darauf fand sich Dathe beim Deutschen Konsulat ein, wollte sein Kind abholen und machte dem sehr vorsichtigen Konsul eine Szene, so daß man schließlich Dathe festnehmen ließ. Seine Papiere waren nicht in Ordnung. Einmal war die Einreiseerlaubnis nicht gültig (er kam von Westindien), dann war er nicht verheiratet und schließlich war das Kind gar nicht sein Kind. Dathe wurde verurteilt und später nach Deutschland über Bremen abgeschoben und in Hamburger Polizeihaft genommen, die man aber schließlich aufheben mußte.

Freilich ahnte man nicht, daß es besser gewesen wäre, ihn weiter in Haft zu belassen.

Hedwig Wengerek, die kleine „Weltreisende“, blieb in einem Pensionat in den Vereinigten Staaten und wurde erst jetzt nach Deutschland abgeschoben, damit die deutschen Behörden die seltsamen Vorgänge klarstellen können.

Das ist inzwischen in gewisser Hinsicht geschehen. Man hat ermittelt, daß der Vater anscheinend im guten Glauben handelte, daß Dathe aber eine keineswegs eindeutige Person ist — vor allem aber erfuhr man erst vor wenigen Tagen, daß Dathe wieder den Versuch gemacht hatte, eine neue kleine „Tochter“ zu adoptieren. Diesmal im nahen Altona, um sich so den Hamburger Jugendbehörden, die ihn sehr mißtrauisch betrachteten, zu entziehen. Leider bekamen die Hamburger auch so spät Kenntnis von den Adoptierungsversuchen, daß man Dathe, der also gemeingefährlich zu sein scheint und Adoptierungen systematisch vornehmen will, nicht mehr verhaften konnte.

Deshalb mußte man auch seine Drohung ernst nehmen, er werde Hedwig Wengerek bei der Ankunft von Bord des Schiffes entführen. Vermutlich hatte er aber rechtzeitig die Beamten entdeckt und seinen Plan aufgegeben. Immerhin fahndet man nun nach ihm.

Das Kind kommt jetzt in die Obsorge der Hamburger Jugendbehörde, die das Kind einer besonderen Anstalt für „Kinderbeobachtung“ überwies, wo ein Psychiater sich eingehend mit Hedwig Wengerek befassen soll. Einmal, um später entscheiden zu können, was das Mädchen inzwischen erlebte, ob es Schaden genommen hat in irgend einer Form und andererseits, um später entscheiden zu können, ob es angebracht ist, das Kind dem Vater oder der Mutter zurückzugeben, sofern man nicht eine Staatserziehung für gegeben hält.

Es handelt sich bei dem Fall Wengerek keineswegs um eine Entführungsgeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes, aber doch um eine „Kindesausreise“ ohne Zustimmung und ohne die sorgfältigen Ermittlungen der deutschen Jugendbehörden. Eine Entführung an sich — wenn sie nicht von einem der Eltern unternommen wird, so ist es meistens — ist in Deutschland praktisch unmöglich. Die Jugendbehörden geben höllisch acht auf jedes Kind, das einen Paß erhält oder über die Grenzen ausreist.

Im Falle Wengerek wirkte der Vater selbst mit, außerdem kamen einige Zufälle hinzu, die die Verschleierung der Tatbestände erleichterten. Immerhin sind alle Folgen und Weiterungen durch die deutschen Jugendbehörden sofort vermieden worden, sobald man von dem Fall Wengerek Kenntnis hatte. Und das war zuerst der Fall, als man Hedwig weinend in einem Restaurant in Los Angeles traf...

Die Odyssee der kleinen Hedwig ist zu Ende.

Ein Stück Papier, das 30000 Dollar wert war.

Die geheimnisvolle Erbschaft des Chemikers Macroi. — Die Rache eines Sonderlings.

Einer der interessantesten Erbschaftsprozesse wurde soeben vor einem Gericht in Neuyork zu Ende geführt. Es handelte sich um den Nachlaß des Chemikers Macroi, eines Sonderlings, der jahrelang jeden Verkehr mit Menschen gemieden hatte und seinen nächsten Angehörigen kurz vor seinem Tode einen grausamen Streich spielte. Er hinterließ nämlich nichts weiter als ein unbeschriebenes Stück Papier und einen am Tage vor seinem Tode geschriebenen Begleitbrief dazu, in dem er mitteilte, sein Testament sei auf dem Papier mit unsichtbarer Tinte geschrieben und könne nur durch ein geeignetes chinesisches Verfahren entziffert werden.

Macroi war in einer Farbenfabrik beschäftigt gewesen. Vor einigen Jahren hatte er einen Streit mit seinem Chef und verließ darauf die Fabrik. Da er ein ziemlich hohes Einkommen gehabt und Ersparnisse gemacht hatte, konnte er ziemlich sorglos das Leben eines Rentners führen. Er richtete in seiner Wohnung ein Laboratorium ein und befaßte sich unermüdlich mit der

Herstellung von Geheimtinten.

Er gelang ihm, die verschiedenartigsten Tinten zu erfinden, die nur mit Hilfe eines besonderen Verfahrens, das außer ihm niemand kannte, sichtbar gemacht werden konnten.

Macroi interessierte sich längere Zeit, Interessenten für seine Tinten heranzuziehen; er hoffte, viel Geld damit zu verdienen. Aber die Anerkennung, auf die er rechnete, blieb aus und auch seine Verwandtschaft machte sich nur lustig über seine Bemühungen. Das war der Grund, weshalb sich Macroi von allen seinen Verwandten zurückzog und das Leben eines verbitterten Sonderlings führte. Tag und Nacht saß er in seinem Laboratorium, wo er eine neue Geheimtinte nach der anderen erfand; nur sein schwarzer Diener hatte Zutritt zu ihm.

Vor etwa drei Monaten fand der Neger den 52jährigen Macroi tot auf. Er war in seinem Laboratorium einem Herzschlag erlegen. Ein Testament wurde nicht vorgefunden, dagegen ein unbeschriebenes Stück Papier und ein Brief an den Neffen des Chemikers, den Ingenieur Lewis. Darin teilte Macroi mit, das Stück Papier stelle einen großen Wert dar, der sich ungefähr auf 30 000 Dollar beziffere. Wer das Geheimnis des Papiers ergründen werde, könne sich als seinen Erben betrachten.

62 unsichtbare Tinten.

Vergeblich suchten die Verwandten von Macroi nach sonstigen Aufzeichnungen, aus denen nähere Angaben über das Vermögen des Chemikers entnommen werden konnten. Man hielt die Bestimmung mit dem leeren Stück Papier für eine Bosheit des Sonderlings und überließ das unsichtbare Testament samt allen Notizen Macrois, die sich auf seine Erfindungen bezogen, dem Ingenieur Lewis. Dieser begann sich für die Geheimtinten seines verstorbenen Onkels zu interessieren und stellte dabei fest, daß Macroi nicht weniger als 62 Geheimtinten hergestellt hatte. In seinen Notizen waren genaue Angaben darüber enthalten. Der Gedanke lag nahe, daß man mit einer dieser Tinten das angebliche Testament sichtbar machen könnte. Es fragte sich nur, welches dieser Mittel angewendet werden sollte. Nur eins konnte gebraucht werden, da die Geheimtinte sehr stark auf das Papier einwirkte und es schon beim zweiten Versuch unbrauchbar gemacht hätte.

Lewis entschied sich für die letzte Erfindung seines Onkels, die dieser für seine beste gehalten hatte. Das Experiment glückte: auf dem Papier kam die Schrift Macrois zum Vorschein; es war tatsächlich sein Testament, mit genauen Angaben über ein geheimes Bankdepot mit 30 000 Dollar. Lewis wurde als Erbe behördlich anerkannt; die Familie bestritt die Gültigkeit des merkwürdigen Testaments. Das Neuyorker Gericht entschied jetzt, daß das Testament des Sonderlings zu Recht bestehe.

Die Rache des enttäuschten Erben.

Der Schuß durch das Schlüsselloch. — Mord mit einem Giftgasprojektil.

Vor sechs Monaten wurde in Neuyork der Geistliche William Hull unter sonderbaren Begleitumständen tot aufgefunden. Als sein Diener in den Morgenstunden sein Schlafzimmer betrat, stellte er fest, daß das Bett völlig unberührt und der Geistliche verschwunden war. Er begab sich in das Arbeitszimmer seines Herrn, fand aber die Tür verschlossen. Da auf sein Klopfen Hull sich nicht meldete, befürchtete der Diener einen Unglücksfall und versuchte, vom Hof aus auf einer Leiter in das Zimmer einzudringen.

Zu seinem größten Erstaunen entdeckte er, daß die Jalousien des Fensters, was sonst nie der Fall war, herabgelassen waren. Es blieb ihm nichts übrig, als Hilfe zu holen und die Tür zum Arbeitzimmer gewaltsam aufbrechen zu lassen. Er fand den Geistlichen leblos auf dem Teppich liegen; der alte Mann war seit mehreren Stunden tot. Zugleich nahm der den Diener begleitende Nachbar einen merkwürdigen Geruch im Zimmer wahr; er eilte unwillkürlich ans Fenster und riß es auf. Erst später sollte er erfahren, daß ihm diese instinktive Handlung das Leben gerettet hatte.

Vergiftungssymptome an der Leiche.

Zuerst wurde angenommen, daß Hull an Herzschlag gestorben sei. Aber die Untersuchung durch den Gerichtsarzt ergab unzweideutig, daß der Geistliche auf unerklärliche Art und Weise vergiftet worden war. Bei der Durchsuchung des Arbeitszimmers fand man ein Revolverprojektil, das ganz anders konstruiert war, als sonst solche Geschosse. Man zweifelte darauf keinen Augenblick mehr, daß es sich um einen Mord handelte; unerklärlich blieb aber nach wie vor, wie der Mörder in das verschlossene Arbeitszimmer eindringen konnte und wie das Projektil gewirkt hatte.

Erst nach langen Ermittlungen kam man hinter dieses Rätsel. Der Täter hatte den Schuß von außen durch das Schlüsselloch abgefeuert, nachdem er den im Schlüsselloch steckenden Schlüssel entfernt hatte. Das Projektil, dessen er sich bediente, enthielt Giftgas, das sich sofort im Zimmer verbreitete und den Tod von Hull herbeigeführt hatte.

Die Entdeckung des Mörders.

Vier Monate dauerte es, bis es der Polizei gelang, den Verbrecher ausfindig zu machen. Während dieser Zeit wurde durch Umfrage in allen Waffengeschäften festgestellt, wer eine Giftgaspistole gekauft hatte. Auf diese Weise stieß man auf den Namen Robert Field. Der Onkel von Field war vor einem Jahr gestorben; er hatte seinen nicht ganz einwandfreien Neffen enterbt und sein gesamtes Vermögen für wohltätige Zwecke vermacht. Die Verwaltung dieser Gelder sollte William Hull übernehmen.

Nach Feststellung dieses Tatbestandes nahm die Polizei eine Durchsuchung bei Field vor. In einem Schrank fand man die Giftgaspistole. Der völlig überraschte Field legte sofort ein Geständnis ab; er gab zu, daß er den Geistlichen, dem er die Schuld für seine Enterbung gab, in seiner Wohnung nachts aufgesucht und vom Gang aus ermordet habe. Field wurde zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt.

Der „ahnungslose“ Clown macht Hochzeit

Kürzlich machte ein Clown des Pariser Montmartre Hochzeit. Das war ein Vergnügen, wie es sich die Pariser wünschen. Er machte nämlich seinem Beruf alle Ehre und hatte den Ehrgeiz, in seiner Berufskleidung zum Standesamt zu gehen. Also schmierte er sich das Antlitz knallrot an, zog sich Charlie-Chaplin-Schuhe an und setzte sich einen Kochtopf auf den Kopf. Die Haare hatte er sich — der größeren Würde wegen — mit Mehlstaub eingepudert. Der Standesbeamte machte gute Miene zum bösen Spiel und beschwerte sich lediglich über den Kochtopf, den der Clown auch schließlich herunternahm. Dann wurde der Clown getraut, und halb Paris lachte über den guten Spaß. Allerdings haben auch einige Leute festgestellt, der Clown werde das nächstemal nicht mehr so lustig heiraten, denn vorläufig habe er ja die Ehe noch nicht kennengelernt; diese Leute sind der Auffassung, der Clown werde bei der nächsten Heirat ebenso würdig erscheinen wie alle anderen Ehekandidaten. Weil der „Ahnungslose“ aber ein Anfänger ist, darum hat ihm selbst die Behörde verziehen ...

Rumänische Bauernkunst.

Nachstehender Artikel wurde für unser Blatt von einem gelegentlichen rumänischen Mitarbeiter geschrieben:

Rumänien gehört zu den seltenen Ländern, in denen alle großen europäischen Kunstepochen, mitunter durch Exemplare, die in ihrer Art ganz einzig sind, vertreten sind. Ja, hier verschmelzen selbst ganz entgegengesetzt gerichtete Stilarten, um neue Richtungen erstehen zu lassen.

Mit durchaus nicht einseitigem Kunstsinn begabt, hat es der rumänische Bauer verstanden, alle fremden Stilarten, die auf ihn einwirken, auszuwerten; er hat die Entlehnung in Harmonie gesetzt, er hat eigene Schöpfungen hervorgebracht, die das Wesentliche unserer Heimatkunst ausmachen.

So hat der unbefangene ländliche Baumeister in glücklicher Ahnung jene bewunderungswürdigen Holzkapellen geschaffen, die man noch heutzutage hier und da findet.

Ohne sklavische Nachahmung, unter Verwendung anderer Stoffe und Benutzung anderer Proportionen, als die Originale aufwiesen, hat der Bauer den Sinn der großen Kathedralen ganz richtig erfaßt. Der einheimische Architekt, Holzfäller und Baumeister in einer Person, hat mit geschickter Hand kleine Meisterwerke geschaffen, rein aus dem angeborenen Harmoniegefühl heraus, und dieses Harmoniegefühl nebst anderen künstlerischen Eigenheiten hat er als Erbgut aus einer langen Reihe von Generationen übernommen.

Diese kleinen Kirchen gaben die erste Anregung für fürstliche Architektonik — Fürsten haben die ursprünglichen Modelle in Stein nachgebildet, haben sie dabei reicher gestaltet.

Hier sieht man den Siegeslauf, den die unbekannte, bescheidene bäuerliche Kunst mit ihrer Lebenskraft zurückgelegt hat.

Die Paläste und die Kirchen unserer Fürsten, Werke, auf die wir stolz sein dürften, scheinen auf den ersten Blick die Bauerkunst zu erdrücken, im Grunde jedoch treten sie mit ihr durchaus nicht in Wettbewerb, sondern führen vielmehr ein gleichgerichtetes Dasein.

•

Die **Bauernkunst** ist nicht von irgendwoher eingeführt worden, ebensowenig ist sie eine popularisierte Kunst.

Auch eine sogenannte „Kunst fürs Volk" ist die Bauernkunst nicht, sondern vielmehr die Kunst des Bauern, die Kunst für ihn.

Die hölzerne Kapelle des Bauern kennzeichnet am treffendsten seine Kunst: man findet sie mit verschwommenen romanischen Einschlägen im südlichen Bergland, mit einer besonderen gotischen Note namentlich in Transilvanien.

Mit seinem ausgezeichneten Sinn für Proportionen hat der Bauer das Türmchen seiner Kapelle stets mit der Umgebung in Einklang zu bringen gewußt: er hat das Türmchen nur so hoch gemacht, wie es notwendig war, damit es über die niedrigen Weiler der Gegend und über die den Horizont abschließenden Bergkuppen stolz hinausrage.

Abr niemals ist er höher hinausgegangen, etwa um sich den Anschein zu geben, als wolle er mit der Majestät der Natur ringsum in Wettbewerb treten.

Schmächtig und zart, umrahmt von Pappeln, die im Walde schwanken, steht so eine Kapelle da. Auf dem Gipfel des Hügels ragt sie hoch, fast ruht sie auf einer Basis von mächtigen Balken und scheint unter ihrem großen Dach, das vor Winterschnee und glühender Sommersonne schützt, Zuflucht zu bieten. Das Türmchen, das wie ein Pfeil zum Himmel zieht, lenkt die Aufmerksamkeit auf dieses Kleinod der Architekturkunst, an dem alle Einheiten in so wundervoller Harmonie stehen.

•

Der Holzarbeit verdanken wir, abgesehen von Kapellen und Häusern, noch andere Denkmäler von nicht minderem Wert.

An den Straßen in Oltenien und Muntenien insbesondere überraschen einen die Holzkreuze, die mit ihren stolzen und reichen Konturen in den Horizont einschneiden. Das sind die sogenannten **Dreifachkreuze**, wie man sie außerhalb der Friedhöfe findet. Sie künden entweder einen tödlichen Unfall oder ein anderes wichtiges Geschehnis, von dem die Inschrift berichtet.

Sie ersetzen die Kapellen der katholischen Länder, obwohl sie slavischen Ursprungs sind; denn wir finden sie über ganz Serbien nach Bosnien hin, sogar bis über Beßarabien hinaus.

Solche Kreuzgruppen vermitteln einen starken Eindruck in der Verlassenheit alter Friedhöfe, wie auch an manchen Straßen in Oltenien.

•

Auch der Hirt ist ein Künstler in Holzarbeitungen: er schafft sogar Ersatz für Keramik, indem er nur hölzerne Gefäße und Becher benutzt, an denen niemals schmückende Ornamentierung fehlt. Zu den meist verbreiteten Gegenständen der **Hirtenkunst** muß man die reich ornamentierten Spinnrocken zählen.

Die vielfältigen Kombinationen von zarten Linien, die mit dem Messer geschnitten sind, strahlen die Seelenheiterkeit der Vereinsamten wieder, bei denen ein Tag dem anderen mit monotoner, aber grandioser Regelmäßigkeit folgt.

Das Alter der Holzkulpturen läßt sich nur schwer bestimmen, zumal in einem Lande mit großen klimatischen Unterschieden, die das Holz stärker als anderswo verändern. In der Holzkulptur kennt der Rumäne nur geometrische Ornamente, die scharf kontrastieren gegen die Blumenmuster ungarischer und saxonischer Holzbildhauer, mit denen der rumänische Bauer wohl schon tausendjährige Wohngemeinschaft pflegt. Die Abstraktion in der Skulptur ist die gleiche, die auch sonst den „Hang" des Bauern kennzeichnet, jenes nicht in Worte zu fassende Gefühl, das seine Lieder und seine Tänze beseelt.

Will man dartun, in wie hohen Ehren die Töpferkunst steht, so muß man wissen, daß es bis heute noch immer keine Fabrik bäuerlicher Töpferwaren gibt. Alle einschlägigen Bedürfnisse decken die dörflichen Töpfer: sie bringen ihre Waren auf großen Karren bis zu den fernsten Märkten.

Die Töpfer sind ebensowenig wie die Holzbildhauer Künstler im Hauptberuf. Sie über ihre Kunst nur in den Jahreszeiten aus, die die Landarbeit es ihnen gestattet.

Die **Webekunst** obliegt ganz und gar der Bäuerin: Die Wäsche, die Kleider, die Decken stammen von der kunstfertigen Hand der Hausfrau, die ihre Ehre daransetzt, nichts draußen einzukaufen. Leider besteht dieser Idealzustand heute nicht mehr überall: trotzdem trifft man ihn immer noch in den nicht vollkommen zivilisierten Gegenden.

Die Webekunst muß uralt sein. Dafür sprechen die komplizierten und so harmonisch zusammengestellten Muster von rumänischen Teppichen und Gewändern.

Die rumänische Bäuerin fertigt Teppiche nur nach der orientalischen Kilimart. Im Banat, teilweise auch in Muntenien gibt es durchbrochene Webarbeiten.

Die bunten Webarbeiten des Bauern sind nun nicht eigentlich Teppiche für den Fußboden, man hängt sie vielmehr zum Schmuck an die kalkgeweißten Wände oder legt sie über die Betten und auf die Bänke.

Unsere Bäuerin kennt nur ein einziges Gewand, das gleiche für die Feldarbeit wie für den Sonntagstanz und für andere Feierlichkeiten: ein Hemd, das bis zu den Knocheln fällt und eine bis zwei Schürzen, die durch einen Gürtel über den Hüften gehalten werden, dazu Sandalen und ein durchsichtiger Schleier um den Kopf. Aus diesen einfachen Bestandteilen setzt sich die ganze weibliche Kleidung zusammen: die Bäuerin erzielt damit die wunderbarsten Wirkungen, von denen man sich erst dann einen rechten Begriff machen kann, wenn man Vergleiche mit den klassischen Gewändern an griechischen Bildwerken anstellt.

•

Die rumänische Bauernkunst droht auszusterben. Vor diesem Schicksal werden auch durch die Bemühungen der sie schützenden Körperschaften bald die Waffen strecken müssen.

Um der Kunst neues Leben einzuhauchen, müßte man neue soziale Bedingungen schaffen, müßte man der Bauernkunst den rein persönlichen Charakter wiedergeben, durch den allein sie sich zu erhalten vermag. Während die Bauernkunst auf höheren Befehl in den Städten Eingang findet, wird das Land mit Fabrikerzeugnissen überschwemmt. Die Großindustrie mordet die individuelle künstlerische Arbeit, und kein Land kann auf die Dauer dieser verhängnisvollen Konsequenz entgehen, die nun einmal das Gesetz des Fortschrites mit sich bringt.

Gefördert durch eine alte schöne Tradition, wird unsere Kunst immer zu den letzten überlebenden Merkmalen dieses goldenen Zeitalters zählen, wo sie kein Erzeugnis des Wohllebens war, sondern einfach nur der Ausdruck einer Lebensharmonie: der Bauer schuf die gewohnten und gebräuchlichen Dinge, um sowohl seine Bedürfnisse zu befriedigen, wie seine Sehnsucht nach ewiger Schönheit zu stillen.

In diesem angebornen Gefühl für das Schöne, in dieser vieltausendjährigen Erbschaft der Ureinwohner dieser Gegenden liegt das Geheimnis der Ursprünglichkeit der rumänischen Bauernkunst.

Professor Al. Tzigara-Samurcas.

Die Bevölkerungsentwicklung in Europa.

Prof. L. Hersch befaßte sich in einem Zyklus von Vorlesungen, die er unter dem Titel: Der Romanisch-Germanische Westen und der Slawische Osten im Problem der Bevölkerung" in Genf abhielt, mit einer Reihe Bevölkerungsfragen des Westens und des Ostens. Die statistischen Aufzeichnungen geben uns ein Bild des Bevölkerungszustandes Europas in den letzten Jahrzehnten. J. Rosner gibt im letzten Heft der „Neuzeitlichen Rundschau" über die Vorlesungen Bericht.

Der Bevölkerungszuwachs des 19. Jahrhunderts beträgt in Europa ebensoviel, wie der Zuwachs der ganzen vergangenen geschichtlichen Zeit, trotzdem durch das ganze Jahrhundert hindurch eine gewaltige Auswanderung zu verzeichnen war. Der Bevölkerungszustand Europas betrug im Jahre 1800 200 Millionen, im Jahre 1900 — 400 Millionen, also das Doppelte. Dieser vergrößerte Zuwachs dauerte noch bis ins erste Viertel des 20. Jahrhunderts, denn

jetzt besitzt Europa schon eine Bevölkerungszahl von einer halben Milliarde,

trotz des großen Sterbens im Weltkriege (gegen 24 Millionen). In einer solch kritischen Zeit wirkt der Zuwachs nicht freudeerregend.

Zum Glück besteht hier gewissermaßen ein Sicherheitsventil. Wir können nicht sagen, daß dieser Zuwachs auf der Erhöhung der Geburtenzahl beruht, im Gegenteil, es werden, hauptsächlich im Westen, immer weniger Kinder geboren.

Der Zuwachs beruht vielmehr auf der geringeren Sterbeziffer.

Diese fällt noch schneller als die Geburtenziffer. Wie weit wir aber auch unseren Tod aufschieben können, beseitigen werden wir ihn doch nicht. Wir sind eben nicht unsterblich. Es besteht deshalb eine untere Grenze der Sterblichkeit. Nach Prof. Hersch wankt diese Grenze von 10 bis 12 Sterbefällen auf 1000 Einwohner jährlich. Es gibt Länder, die diese Grenze schon erreicht haben, und zwar sind dies Deutschland und die Schweiz. Folglich muß da, wo diese Grenze schon erreicht ist, die Sterblichkeit wieder zu wachsen beginnen und das deshalb, weil die Zahl der Menschen, die ein hohes Alter erreicht haben, sehr groß sein wird. Wenn sich nun die beiden Kurven, wenn wir das graphisch darstellen wollten, die zuerst langsam, dann schneller fallende der Geburten und die zuerst schneller, dann langsamer fallende der Todesfälle, in einem Punkte schneiden werden, dann ist der natürliche Zuwachs gleich Null und er wird wieder zu fallen beginnen.

Wo sind dann die Gründe dieser Erscheinung? Sie sind in dem Fortschritt der Medizin und der Hygiene zu suchen. Dieser Fortschritt trug hauptsächlich zur Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit bei. Der Geburtenrückgang ist eine mehr komplizierte Erscheinung. Der Autor glaubt den Grund in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Selbständigkeit der heutigen Frau zu sehen.

Soviel über den Westen Europas. Wie besteht es nun mit dem Mitteloften und Osten Europas? Die Antwort darauf geben die zwei von Rosner beigefügten Tabellen.

		1921—1925	1925—1930	1931
Tschechoslow.	Geb. v. H.	27,1	23,2	21,5
	Stbf. v. H.	16,1	15,3	14,4
	Nat. Zuw.	11,0	7,9	7,1
Polen	Geb. v. H.	35,3	32,6	30,3
	Stbf. v. H.	18,8	17,0	15,5
	Nat. Zuw.	16,5	15,6	14,8
Bulgarien	Geb. v. H.	39,0	32,7	29,5
	Stbf. v. H.	20,8	17,7	16,8
	Nat. Zuw.	18,2	15,0	12,5
Sow. Ukraine	Geb. v. H.	42,7	36,9	31,1
	Stbf. v. H.	19,2	17,1	16,2
	Nat. Zuw.	23,5	19,8	13,9

Und analogisch dazu für die vier Staaten Westeuropas:

		1921—1925	1925—1930	1931
Frankreich	Geb. v. H.	19,3	18,2	17,4
	Stbf. v. H.	17,2,	16,7	16,3
	Nat. Zuw.	2,1	1,5	1,1
Deutschland	Geb v. H.	22,1	18,4	16,0
	Stbf. v. H.	13,3	11,8	11,2
	Nat. Zuw.	8,8	6,6	4,8
England	Geb. v. H.	20,4	17,2	16,3
	Stbf. v. H.	12,4	12,3	12,5
	Nat. Zuw.	8,0	4,9	3,8
Italien	Geb. v. H.	29,7	26,8	24,9
	Stbf. v. H.	17,3	16,0	14,7
	Nat. Zuw.	12,4	10,8	10,2

Wenn wir die beiden Tabellen miteinander vergleichen, so sehen wir, daß die Länder Osteuropas derselben Evolution unterliegen, wie die der Länder Westeuropas. Auf beiden Tafeln bemerken wir dieselbe Verminderung der Geburten, Sterbefälle und des natürlichen Zuwachses. Nur insofern im Westen die Schnelligkeit derselben immer mehr abnimmt, und bald den Nullpunkt erreicht haben wird, fällt die Geburtenziffer im Osten immer noch rapid, bei schon geringerer Sterblichkeit.

Schlüsse? Darf man überhaupt daraus Schlüsse ziehen? Die Argumente einer sogenannten Jugend oder größeren Lebenskraft der germanischen als der romanischen Rasse (wie die Deutschen zu Ende des 19. Jahrhunderts sagten) oder der slawischen als der germanischen (wie man in Polen heute sagt) teilten das Los vieler anderer nichtssagender Worte aus dem Bereich der Rassenphilosophie, mit der die Menschen ihre Unwissenheit oder Schwachheit bemänteln wollten. Die Unterschiede der demographischen Prozesse sind nicht auf eine gewisse Rassenstärke zurückzuführen, sondern liegen einzig und allein in der „stufenweisen ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung" dieser Rasse.

Also, nun haben wir noch etwa durch zwei Jahrzehnte hindurch das Uebergewicht gegen den Westen hin. Verlassen wir uns aber nicht auf die Zeit, die auf uns sozusagn arbeiten soll, aber schauen wir auf uns, ohne Zeit zu verlieren, die anderswo gegen uns arbeitet.

„Du weißt doch, was viele Kassierer, oder sagen wir besser, die meisten Kassierer tun, wenn sie ein paar Franken brauchen. Sie entnehmen sie eben ihrer Kasse."

„Das macht ja nichts. Man muß sie eben wieder hineingeben."

„Sicher, das habe ich mir auch gesagt. Nur wäre die Sache die, daß ich sie nicht mehr hineingegeben habe."

„Du wirst sie halt morgen hineingeben; dann ist ja alles in Ordnung."

„Leicht gesagt, mein Lieber. Das muß man eben können. Weißt du auch, wie das vor sich geht? Man nimmt eine Zeitlang größere Summen, und ist dann plötzlich ganz überrascht, daß in der Kasse hundertfünfzigtausend Franken fehlen. Frag' wen du willst, das ist ein bekanntes Phänomen."

„Hundertfünfzigtausend Franken?!" schrie Billon, der meinte, schlecht gehört zu haben.

„Leider, ungefähr so viel. Es wäre ja gar nicht so schlimm, wäre mein Chef nicht darauf gekommen..."

„Na, und?"

„Um es kurz zu sagen: er hat Strafanzeige erstattet. Soeben habe ichs aus der Zeitung erfahren."

„Wie? Das hat er getan, ohne von dir Aufklärungen zu verlangen?"

„Er hat sie verlangt, aber sie haben ihn nicht befriedigt. Ich konnte ihm nur sagen, was ich dir bereits gesagt habe: daß ich in der ganzen Sache am erstauntesten bin. Im übrigen wollte ich den Schaden zum Teil gutmachen und bot als Ersatz den Schmuck meiner Frau, sowie das Auto. Doch meine Frau ist in dem roten Wagen samt dem eleganten Jüngling vom fünften Stock verschwunden. Und so komme ich dich bitten..."

„Dir die hundertfünfzigtausend Franken zu geben?" rief Billon erschrocken.

„Nein, um einen Rat."

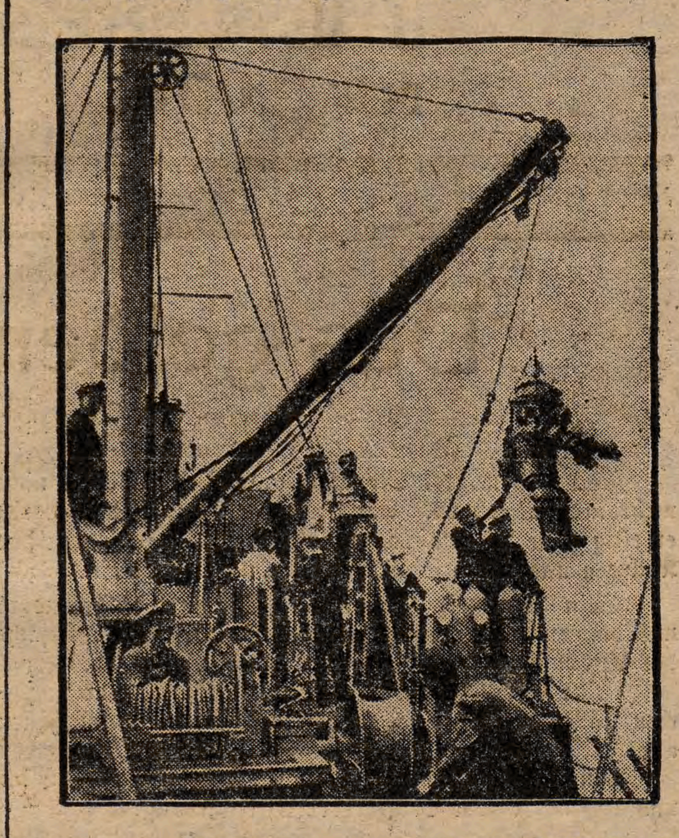
„Mein armer Barboteau, ich war noch nie in einer solchen Lage. Und wäre ich es gewesen..."

„So hättest du dich umgebracht?"

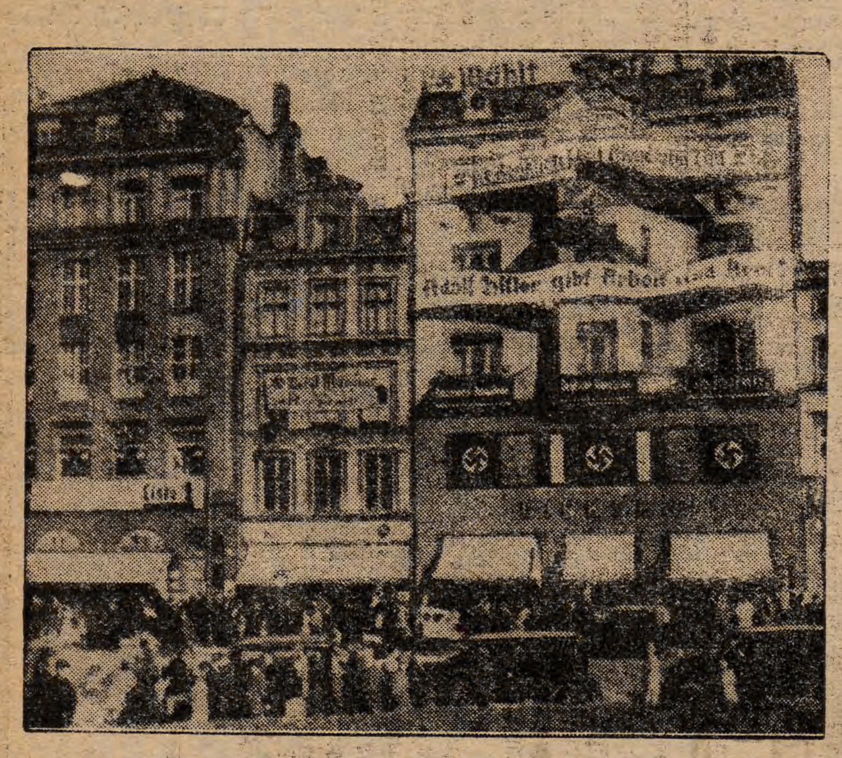
„Nein. Tu das nicht."

„Du kannst beruhigt sein; ich habe nicht die geringste Absicht..."

„Geh' also zur Polizei und stelle dich selbst."



Ein neuer Tiefseetauchapparat. Das englische Marinekommando führt mit einem neuen Tiefseetauchapparat die ersten Proben im Kanal von La-Manche durch.





Ob's wahr wird? „Adolf Hitler gibt Arbeit und Brot" — ein Straßenbild der Wahlen in Danzig.

Rechts: **Im Segelboot über den Ozean.** Der französische Sportler Allan Gerbault übersegelte den Ozean in einem kleinen Segelboot und legte vor einigen Tagen im Hafen von Martinique an. Er legte denselben Weg zurück, den Kolumbus vor 400 Jahren fuhr. Im Jahre 1929 umsegelte derselbe Sportler die Welt in 4½ Jahren





Die Wiener Universität geschlossen. Die verhafteten Studenten werden nach den Unruhen in der Wiener Universität von der Polizei abgeführt.

Rechts: **Die „Langen Kerle" von USA.** Eine lustige Stelzenparade in der Militär-Akademie der amerikanischen Armee in Wayne. Vorn das jüngste Mitglied der Schule, Buddy Smith, der seine riesigen Kameraden anführt. Bei einem Fest der amerikanischen Militär-Akademie in Wayne wurde dieser seltsame Aufmarsch als Gleichgewichtsübung vorgeführt, von einem Offizier geleitet, der über der Gruppe einherstelzt.



Die deutsche Fliegerin Marga v. Etzdorf, die auf ihrem letzten Flug abstürzte und dann aus unbekannten Gründen Selbstmord beging.

Massen-Zahnbehandlung in Philadelphia (USA). Blick in den riesigen Hauptbehandlungsraum der Universitäts-Zahnklinik in Philadelphia. Die Pennsylvania-Universität besitzt die größte Zahnklinik der Welt, in der 135 Patienten auf modernsten Operationsstühlen zu gleicher Zeit behandelt werden können. Bei einer besonderen Veranstaltung wurden den Studenten hier die Fortschritte der zahnärztlichen Behandlung während der letzten 50 Jahre vorgeführt.

„Meinst du?"

„Ja, das wird das Vernünftigste sein. Aber sei so gut, sag' nicht, daß wir uns kennen!"

„Glaubst du, daß mir das schaden würde?"

„Vielleicht."

„Ich danke dir für den guten Rat. Also auf Wiedersehen, mein Lieber."

„Es gibt zwei Wege," dachte Billon, „um zu einem Schmuck zu kommen; der meine ist mir lieber. Er ist zwar mühsamer, jedenfalls aber sicherer."

Als er eintrat, kam ihm seine Gattin schnaufend und prustend entgegen. Sie schwang in den Händen ein Abendblatt und stotterte: „Schrecklich ... Barboteau ... In der Zeitung ... Juwelen ... Seine Frau!"

„Ich weiß alles," erwiderte Billon. „Und du, mein Schatz, bedenke immer, daß der ehrlicheMittelweg auch seine Vorteile hat. Schau, da habe ich dir eine Kleinigkeit mitgebracht!"

Er überreichte ihr den Schmuck.

Frau Billon sah anfangs aus, als würde sie nicht begreifen. Mit weitaufgerissenen Augen betrachtete sie eine Weile ihren Gatten und starrte dann auf das einfache Goldarmband wie auf ein schreckliches Tier. Plötzlich aber begann sie zu schreien:

„Wie, also auch du? Auch du willst es so machen wie Barboteau? Ins Gefängnis zieht es dich? In die Strafkolonie? Ins Bagno?"

„Aber Luise ..."

„Du hast die Rechnung ohne mich gemacht, mein Lieber. Ich werde dir schon zeigen, daß ich keine Frau Barboteau bin. Sofort wirst du den Schmuck dem Juwelier zurücktragen und das Geld wieder in die Kasse geben, aus der du es genommen hast."

„Aber Luise, ich versichere dich ..."

„Sofort, sage ich, hast du mich verstanden, Unglückseliger! Bist du schon selbst so leichtsinnig, so denke wenigstens an mich und unsere Kinder!"

Den nächsten Tag, als er mit den Freunden wieder beim Skatspiel war, sagte er zu seinem Chef: „Und das ist der Lohn für die solange unterbrochene Partie ... Dieser Lump Barboteau! Drei Monate früher hätte man ihn einsperren müssen! ..."

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Humor.

Das wichtigste.

Der neue Lehrling hat ein sehr schlechtes Gedächtnis. Der Chef, der ihn nicht immerzu erinnern möchte, was er zu tun hat, sagt ihm schließlich, er solle sich doch alles Wichtige immer notieren und den Zettel auf sein Pult legen. Am nächsten Tag sieht der Chef zu seiner Freude einen großen Notizzettel auf dem Pult des Jungen liegen. „Na endlich!" sagt er. „Der Junge hat doch auf mich gehört!" Geht näher und liest: „Kontor Punkt 6 Uhr verlassen".

Schottisches Gold.

Drei Engländer, Freunde, haben beschlossen, zur nächsten Zusammenkunft müsse jeder etwas von Gold mitbringen. — —

Der Londoner zieht einen Goldfüllfederhalter aus der Tasche.

Der Squire aus Devonshire hat Zigaretten mit Goldmundstück mitgebracht, der Schotte einen Geschäftsfreund: „Gestatten Sie, daß ich vorstelle — Mr. Goldsmith!"

Ueber den Farbenfilm.

Der Einfall eines Blumenzüchters.

Unter dem Namen „Dahlienbauer" kennt man in Wien einen Mann, der seit Jahren in der Umgebung der Stadt einen Riesengarten besitzt und dort Tulpen, Narzissen, vor allem aber Dahlien züchtet. Karl Bauer heißt der sonderbare Mann, war früher Bankbeamter, bis er eines Tages seinem Beruf den Rücken kehrte, um sich mit seiner Lieblingsidee befassen zu können. Was es war, worum es sich handelte, sagte er keinem Menschen: zusammen mit seinem Freund Josef Müller begann er Blumen zu züchten, wobei es ihm hauptsächlich darum ging, möglichst leuchtende Farben zu erzielen.

Bald glich sein Garten einem prachtvollen Farbenmeer, wie man in ganz Wien nicht Aehnliches finden konnte. Und nun setzt die eigentliche Arbeit der beiden Freunde ein. Sie versuchten, die leuchtenden Blumenfarben mit naturechter Tönung kinematographisch festzuhalten. Aehnliche Versuche hat es in den letzten Jahren immer wieder gegeben, doch war das Ergebnis in allen Fällen ungenügend.

Der bis jetzt erfundene Farbenfilm entstand auf diese Weise, daß zuerst die Aufnahmen mit einem gewöhnlichen Filmstreifen gemacht wurden, der dann in langwieriger Arbeit mit Zuhilfenahme von Lupen handkoloriert wurde. Man versuchte auch, ein chemisches Verfahren anzuwenden. Die Emulsion des Filmstreifens bestand aus besonderen Stärkekörnern, die von verschiedenen Farben durch entsprechende Filtrierung beeinflußt wurden. Dieses Verfahren war ebenso langwierig und kostspielig; außerdem war die Wiedergabe der Farben mangelhaft.

Karl Bauer und Josef Müller studierten lange das Buchdruckverfahren beim Farbendruck. Bei diesem Verfahren operiert man mit den Grundfarben gelb, blau und rot, aus denen alle andere Farbenzusammensetzungen hervorgehen. Die beiden Wiener beschlossen, dasselbe Verfahren für den Film anzuwenden, und zwar in einer Weise, die es den Filmleuten ermöglichen sollte, die jetzigen Aufnahmeapparaturen beizubehalten und sich ohne viel Kosten auf den Farbenfilm umzustellen.

Die Erfindung der beiden Wiener ist ganz einfach. Vor das Objektiv kommt eine Vorsatzapparatur, die aus einem besonders konstruierten optischen Filtersystem besteht. Dieses zerlegt alle aufzunehmenden Farben in die Grundfarben. Dadurch wird jedes einzelne Filmbild in Uebereinstimmung mit dem vorgesetzten Filter bei der Belichtung farbentechnisch beeinflußt. Der Film selbst bleibt schwarzweiß. Da die Vorsatzapparatur in ständiger Rotation sich befindet, ergaben sich abwechselnd mit gelbem, blauem oder rotem Filter belichtete Bilder.

Der gleiche Vorgang wie bei der Aufnahme wiederholt sich später auch bei der Projektion des Filmes. Der Projektionsapparat erhält ebenfalls eine rotierende dreifarbige Filterscheibe vorgebaut; diese dreht sich also bei der Vorführung in genauer Synchronisierung mit dem Vorrücken der einzelnen Bilder. Dadurch bekommen diese die natürliche Farbe. Vor dem Zuschauer entrollt sich aber eine Bilderreihe, deren echte Farbentönung verblüffend ist.

Da die Konstruktion der Vorsatzapparaturen billig ist, haben sich bereits deutsche und amerikanische Filmgesellschaften an die Erfinder gewandt, um wegen Uebernahme des Patents zu verhandeln. Möglicherweise wird man deshalb schon in absehbarer Zeit den echten Farbenfilm zu sehen bekommen.

VOLK UND ZEIT

ILLUSTRIERTE SONNTAGSBEILAGE DER „LODZER VOLKSZEITUNG"

№ 23 (153) | Sonntag, den 4. Juni 1933 | 11. Jahrgang

Das goldene Armband.

Von J. Drault.

Seit vollen drei Monaten ging Peter Billon nicht mehr ins Kaffeehaus. Am Ende der Bürostunden ergriff er eilig seine Aktentasche, verabschiedete sich rasch von den Kollegen und schlug sofort den Weg nach Hause ein.

Sein Bürochef, dem er als Skatpartner besonders willkommen war, fragte ihn wiederholt nach der Ursache des Auskneifens.

„Nur Geduld, lieber Herr Direktor", sagte er in solchen Fällen. „Sobald ich wieder frei bin, werde ich Ihnen alles erklären."

Eines schönen Tages kam er freudestrahlend ins Büro und rief mit einem Seufzer der Erleichterung:

„Also endlich ... Von morgen an könnt ihr wieder bei der Skatpartie auf mich rechnen. Drei Monate habe ich gespart, habe auf das Kaffeehaus und das Fahren mit der Elektrischen verzichtet, Wasser statt Bier getrunken und ein Gemisch von Rosenblättern und Hopfen geraucht, aber jetzt bin ich endlich in der Lage, meiner Frau ein kleines Armband zu kaufen. Heute abend will ich ihr das Geschenk überreichen."

„Wie? Und deshalb haben Sie seit drei Monaten ..."

„Nur deshalb, jawohl. Es war mir nicht leicht, das können Sie mir glauben."

„Also nach fünfzehn Jahren Ehestand sind Sie in Ihre Frau noch so verliebt ..."

„Nicht wegen der Liebe, Herr Direktor! Aber meine Ruhe möchte ich endlich wieder haben!"

„Das hätte ich wirklich nicht gedacht, daß Ihre Frau so erpicht ist auf Schmucksachen."

„Erpicht könnte ich nicht gerade sagen; sie ist eine gute, fleißige und bescheidene Frau. Aber seit einiger Zeit ist ein großer Wandel mit ihr vor sich gegangen. Wir haben das Ehepaar Barboteau zu Freunden. Der Mann ist Kassierer bei einer bekannten Porzellanfirma und sie lebten früher, gleich uns, in den einfachsten Verhältnissen. Plötzlich aber hat sich ihre Situation von Grund auf verändert. Mit einem kleinen, rotlackierten Auto hat es begonnen und fand seine Fortsetzung mit eleganten Toiletten und allerhand kostbarem Schmuck. Seither ist meine Frau geradezu rebellisch. „Ja", sagt sie immer, „der Barboteau, der versteht es, sich das Leben einzurichten. Wie er das macht, ist mir ein Rätsel, jedenfalls aber versteht er es. Es geht mir ja nicht um das Auto und die Toiletten oder gar um den Schmuck — obwohl ich auch etwas Derartiges gern besitzen möchte — aber wieviel könnte ich für die alten Tage beiseitelegen, hätte ich einen Mann wie Barboteau."

„Mein armer Freund", sagte der Chef. „Ich bedaure Sie wirklich aufrichtig."

„Die Prüfungszeit ist aber zu Ende," erwiderte stolz Billon. „Dieser Schmuck bedeutet meine Freiheit, denn glauben Sie mir, wenn sie auch jetzt noch mich mit ihrem Bartoteau aufziehen sollte, dann wird sie etwas erleben."

Als Billon wieder nach Hause kam, fand er vor der Tür seinen Freund Bartoteau, der gerade anläuten wollte. Sein Gesicht war bleich, er zwang sich aber zu einem Lächeln.

„Ist dir nicht wohl?" fragte ihn Billon.

„Nicht wohl? Nein. Nur ist da eine Sache passiert, die mich ein bißchen nachdenklich stimmt ..."

„Erzähle!"



Pfingstkonzert im Freien.

Zeichnung von Niels Stenbock.

Der?

Von Suad Derwisch

Von meiner Tante an bis zu unserem Kleinsten waren wir alle dabei, aus den vor uns aufgestapelten Moosblättern die Kleider auszusuchen, die die Schneiderin uns für Nasmijes Hochzeit machen sollte.

Refika breitete einen weinroten Stoff mit Gold, der zu ihrem schwarzen Haar und weißen Teint sehr gut stand, auf ihren Knien aus, während Seniha eine hellrote Charmeuse-Seide um ihre Schultern warf und sich mit der Schneiderin unterhielt.

Da ich meine Stellung als Pflegekind auch nicht einen Augenblick vergaß, hatte ich mich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, wie es sich für meine Stellung gehörte.

Heute waren die Kinder aus irgendeinem Grunde sehr freundlich gestimmt und riefen mich zu sich. Meine Tante hatte mir für die Hochzeit hellblauen Taft gekauft. Das Muster wollten sie zusammen aussuchen.

*

Wir blätterten die Seiten einzeln um. Seniha zeigte mit dem Finger auf eine Abbildung.

„Wie wäre das?"

„Sehr hübsch . . .", sagte ich.

„Wenn du das machen ließest?"

„Schön . . . können wir noch etwas weiter sehen?"

Sie verzog spöttisch die Lippen. Wahrscheinlich war sie ärgerlich. Jetzt schlugen ihre Finger die Blätter achtloser um. Wir machten das Modeheft bei der letzten Seite zu und nahmen ein anderes. Schließlich hatte ich ein Muster gefunden, das mir sehr gefiel. Froh rief ich: „Ich weiß, welches ich nehme!"

Senihas spöttisches Auge folgte meinem Blick, bis sie das Bild gefunden hatte. In ihren dunkelblauen Augen glänzte ein scharfer Spott. Sie kräuselte die Lippen und verzog das Gesicht, dann schließlich lachte sie laut heraus:

„Was?" sagte sie. „Das? Um Gottes willen! . . . Unter so vielen Modellen hast du das ausgesucht?"

Ich hatte ein seltsames Gefühl, so, als ob ich eine Ohrfeige bekommen hätte. Ich hätte schreien und dieser hochmütigen kleinen Person sagen mögen:

„Jawohl, das . . . was verstehst du davon."

Indessen als ich aufschaute, sah ich, daß von ihrem Lachen alle im Zimmer angesteckt waren.

*

Auch ich war früher ein stolzes, reiches, und weil es reich war, auf die Erfüllung jedes seiner Worte und Wünsche rechnendes kleines Mädchen gewesen. Ich nahm mich zusammen, daß die Tränen, die mir in die Augen kamen, nicht herabrollten. Dann empfand ich ihrem frechen Lachen und Spotten gegenüber Mutlosigkeit, Armseligkeit und Angst. Ich zweifelte nicht an meinem Geschmack, aber um ihn wie eine Unschicklichkeit zu verbergen, suchte ich das Modell wieder, das Seniha kurz vorher für gut befunden hatte, und sagte: „Ist dies etwas? Dies gefällt mir." Das Lachen verstummte. An diesem Tage begann meine geistige Versklavung.

Drei Jahre hatte ich bei ihnen in Armseligkeit und Betrübnis verbracht. Von diesem Tage an aber war ich ihr Eigentum, ihre Puppe geworden. Sie verfügten über mich. Ich konnte keinen eigenen Geschmack, keine Bestrebungen, Gedanken und Gefühle haben. Ich war ein Waisenmädchen, angewiesen auf das Bett und den Bissen Brot, den sie ihm geben würden. Sie hatten das Geld, d. h. sie konnten Bestrebungen, Gedanken, Gefühle, Geschmack haben.

*

Eines Tages hatten sie ihn mir auf dem grünen, schattigen Wege des Gartens vorgestellt. Er war groß und kräftig. Er hatte zurückgekämmtes braunes Haar, eine sehr breite, weiße Stirn und treue, braune Augen, die durch Brillengläser vergrößert wurden. Er war geschmackvoll, aber sehr einfach gekleidet, und ich fing an, ihn, der sich sogleich mehr bei mir, als bei allen anderen aufhielt, viel lieber zu haben, als alle diese geputzten in Seide gekleideten Menschen.

Es war ein Frühlingstag. Die Gäste meines Onkels waren wie Beiramskinder angezogen. Nur er und ich waren in dunklen Kleidern. Ich weiß nicht, warum er an diesem Tage mehr mit mir, als mit allen anderen sich beschäftigte.

*

Ein anderer Abend; mein Onkel hatte wieder Gäste. Ich goß aus dem Samowar, der in der dunkelsten Ecke des Zimmers stand, Tee in die Tassen. Adnan wollte mir helfen, aber es gelang ihm nicht recht. Leise plauderten und lachten wir. Er erzählte mir von seinem Leben im chemischen Laboratorium. Ich hörte ihm gerne zu. Seniha und Refika, die in ihren farbigen Kleidern wie zwei bunte Schmetterlinge aussahen, hatten ihre Teetassen in der Hand und gingen im Zimmer umher.

Der Tee war getrunken. Seniha kam mit einem großen, etwa 15jährigen Pascha auf mich zu. Es war ein sehr sympathisch und stattlich aussehender Soldat von hoher Gestalt mit sonnenverbranntem Gesicht und glänzenden Zähnen; sie stellte ihn mir vor:

„Exzelenz Asym-Pascha, der gerne wissen möchte, wer hier so schweigsam in der Zimmerecke hantiert. Ich möchte euch miteinander bekanntmachen; meine Cousine Nerim."

„Es ist mir eine Ehre, gnädiges Fräulein."

„Es freut mich, Exzelenz –"

Er schüttelte kräftig meine Hand. In einem Winkel des Zimmers unterhielten wir uns stundenlang; er und ich und Adnan. Was für ein einfacher, sauberer, vornehmer Mann!

*

Meine Tante sagte zu meinem Onkel:

„Dies ist eine Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen darf. Seniha ist 24 Jahre alt geworden, wenn sie mit Asym-Pascha auch nicht verheiratet werden kann, dann weiß ich nicht, was wir tun sollen."

Ich war im Nebenzimmer bei einer Arbeit. Die Zimmertür war offen, nur die Vorhänge geschlossen. Sie wußten nicht, daß ich hinter dem Vorhang war.

Mein Onkel: „Der Pascha kommt sehr oft. Jedenfalls hat er eine Absicht."

„Das glaube ich auch."

„Refika haben wir verlobt, also kommt er Senihas wegen."

„Das glaube ich auch."

„Hoffentlich bringen wir die Sache bald in Ordnung."

„Hoffentlich!"

*

Das Mädchen kam. Man wollte etwas aus dem Keller holen, und ich lief hinaus, um die Schlüssel herauszugeben. Das Ende ihrer Unterhaltung konnte ich nicht hören.

*

Adnan verließ wie immer die Menschenmenge im Salon und kam zu mir. Während alle lachten und sich amüsierten, unterhielten wir uns am Kamin. Was war er für ein bescheidener, sympathischer, guter Freund! Wie gut verstand er mich! Wie ein Kind, das eben sprechen lernt, sagte ich ihm meine Gedanken, meine Ansicht über jede Frage. Er lachte mich nicht aus, er hörte mir ganz still zu. Er fand mich nicht lächerlich, wie die anderen, wie alle es taten.

*

Ich war in einer seltsamen Ahnungslosigkeit geblieben. Ich hatte nichts überlegt. Mir war nicht der leiseste Gedanken gekommen. Asym-Pascha sagte mir gestern Abend, als Adnan von mir fortgegangen und wir einen Augenblick allein waren, daß er mich liebe und um meine Hand anhalte.

„Lassen Sie mich darüber nachdenken, Exzellenz," sagte ich. „Dies habe ich wirklich nicht geahnt."

Ich ging fort von ihm. Asym-Pascha ist ein sehr hübscher, vornehmer und netter Mann. In seinem Hause gibt es alles, was eine Frau sich wünscht, aber, ich weiß nicht... Jene Nacht konnte ich nicht an ihn denken... Ich dachte nur an Adnan.

*

Aber jedenfalls mußte ich darüber nachdenken. Um endlich einen Entschluß zu fassen, nahm ich mir vor, diese Frage zuerst Adnan vorzulegen. Außer ihm hatte ich keinen Freund.

*

Als ich Adnan dies alles erzählt hatte, sah ich, daß er blaß geworden war. Er antwortete nicht gleich.

„Sie sagen nicht, was Sie denken..." sagte ich.

„Sehr passend..." sagte er.

Scheinbar zitterte seine Stimme. Ich hätte weinen mögen.

„Sehr passend?" sagte ich. „Aber ich glaube, es ist gar nicht passend. Er ist ein großer Mann, ich ein armes, stilles, unbedeutendes, unscheinbares Mädchen. Er ist sehr selbstsicher, ich schüchtern. Er ein Mann der viele bessere Heiraten machen kann, ich ein Waisenmädchen. Damit ich glücklich werde... Plötzlich brach ich ab, da ich unbedacht fast etwas Unpassendes gesagt hätte, und schwieg. Ich sah auf. Er sah mir in die Augen. Hatte er etwas gemerkt? Ich weiß nicht . . . Durch die großen Gläser hindurch sehen seine Augen mit beruhigendem Blick auf mich.

„Werden Sie meine Frau?" fragte er. Dann noch einmal mit Wärme: „meine... meine Frau?"

*

Ich ließ meine Hände in seinen. Ich verbarg meinen Kopf an seiner Brust. Mein Herz klopfte sehr schnell.

*

„Der?!" Seniha, Refika, meine Tante lachten laut. „Der, Mädchen? Wirklich? Der?"

Ich hob meinen Kopf. Ich sah sie an. „Ja, er war es. Wer sollte es sein? Wer konnte es sein? Wer hätte es möglicherweise sein können? Ich liebte ihn vom ersten Sehen an, er war es, dessen Frau ich sein wollte, der mich liebte, mir ein freundliches, bescheidenes, glückliches Leben versprach. Er! Adnan! Alle lachten. Ihre Stimmen drangen mit frechem Ton in mein Ohr. Sie erstickten das Bekenntnis, das aus meinem Herzen kam, auf den Lippen.

Seit dem Tage, da ich Vater und Mutter verloren hatte und zu ihnen gekommen war und ihnen Achtung und Ehrerbietung zeigen mußte, hatte mich dieses Lachen gepeinigt, aber endlich fürchtete ich es nicht mehr. Endlich würde ich ihm nicht folgen, endlich einmal nicht besiegt werden. Ich liebte, liebte ihn. Dieses unansehnliche, wortkarge, einfache, arme Menschlein... War das nicht mein Recht? Konnte ich nicht lieben, wen ich wollte?

„Er!" würde ich sagen.

Um dies zu sagen, sah ich zu ihnen auf.

Aber die Schärfe des Spottes in diesen drei Augenpaaren weckte in meinem Herzen plötzlich ein seltsames Gefühl. Wie ein Blitz leuchtete in mir ein Gedanke auf. Richtig, ich hatte, nachdem ich mit Adnan gesprochen hatte, gar nicht mehr darüber nachgedacht, was für eine Antwort ich Asym-Pascha geben wollte. Plötzlich fühlte ich, wie der Wunsch, die seit drei Jahren in meinem Herzen angesammelten großen Schmerzen zu rächen, mich umstrickte. Alle sahen mit erstaunten Augen auf den seltsamen Ausdruck meines erhabenen Gesichtes.

Allen drein einzeln in die Augen sehend, sagte ich lachend, geradezu trunken vor Entzücken über meine Kühnheit:

„Ist er etwas? Eben habe ich nur Spaß gemacht. Ist er etwas?!... Asym-Pascha hält um mich an... Mit Asym-Pascha werde ich mich verheiraten... Natürlich nur, wenn mein Onkel die Erlaubnis gibt. Er hält um mich an, jawohl. Gestern hat er es mir gesagt."

An meinem Gesicht merkten sie, daß ich nicht log. Ganz verblüfft sahen sie einander an, und ich lachte... lachte... lachte!

Seit zwei Monaten bin ich Asym-Paschas Frau Adnan liebe ich noch immer.

(Aus dem Türkischen übersetzt von Irmgard Engelke.)

Geheimnisse, die der Osten verbirgt.

Wer mit offenen Augen reist, kann auch heute noch in China unendlich viel des Merkwürdigen sehen, denn an vielen Orten scheint es fast, als hätte das Leben sich dort im letzten Jahrtausend nicht verändert. Gleich den Südeuropäern leben die Chinesen fast ausschließlich auf der Straße, wo sie ihren Reis und ihre Hirse verzehren und ihren Tee trinken. Es wimmelt von Händlern aller möglichen Art, außerdem sieht man Zahnärzte, Sterndeuter, Friseure und Ohrenreiniger, ein Gewerbe, das in China unentbehrlich ist. Die Handwerker arbeiten auf offener Straße, weil sie die Miete für einen Laden nicht erschwingen können. Ein herumziehender Restaurateur bereitet die verschiedensten Gerichte im Freien zu, wo auch seine Gäste ihre Mahlzeiten einnehmen. Nach dem Essen legen sie sich in eine Ecke schlafen. So hat sich das Leben hier Jahrhundert für Jahrhundert abgespielt, und so geht es trotz allen Veränderungen auch weiter.

In den Buddhistenklöstern wird hier und da Papier hergestellt, und zwar noch nach der uralten chinesischen Methode. In einer mächtigen, runden Steinplatte befindet sich ein Hohlraum, in dem sich eine Walze oder Trommel dreht, die von einem Pferde gezogen wird. Hier werden Lumpen, Holzfasern und Hanf vermahlen, werden dann von einem Klosterbruder mit Wasser gemischt und nun in eine Art Sieb geschöpft und zu Blättern ausgestrichen. Die so gewonnenen Blätter werden an eine Mauer geklebt, wo sie in der Sonne trocknen; damit ist das Papier fertig.

Auch beim Essen beweist sich die Traditionstreue des Chinesen. Nirgends in der Welt bekommt man so seltsame Speisen vorgesetzt wie in China. Da hat man zum Beispiel die sogenannte „Lotossuppe", die sehr heiß und unglaublich süß ist. Darin schwimmen weiße Früchte. Dazu ißt man ein merkwürdiges Brot, das gebacken ist und aussieht wie Marzipan

Eine eigenartige Einrichtung in China sind auch die sogenannten Diebesmärkte, auf denen alles mögliche Diebesgut verkauft wird. Man findet dort eine reiche Auswahl aller möglichen nützlichen oder kostbaren Gegenstände.

Besonders sehenswert sind manche alten Klöster. In einigen von ihnen befanden sich früher zeitweise 1500 Mönche; jetzt ist ihre Anzahl aber zusammengeschmolzen und sie müssen, da die Klöster nach dem Sturz des Kaiserreichs keine Unterstützung mehr bekommen, in äußerster Armut leben. Wenn ein Prior stirbt, wird seine Leiche, die mumifiziert wird, auf einem Altar angebracht, wo sie bleibt, bis der nächste Prior stirbt. Diese Leiche ist der „lebendige Tote" der Klöster. Die Mönche glauben, daß dieser „Tote" zeitweise wieder zum Leben erwacht.

Die Gottesdienste der Mönche finden in der Hauptstadt statt, wo die Mönche vor niederen Pulten hocken, auf denen lange Pergamentstreifen liegen.

Die mageren Arme der Mönche sind entblößt, im übrigen aber tragen sie gelblichbraune Gewänder. Auf erhöhtem Sitz nimmt der Prior Platz und leitet von hier den Gottesdienst, der durch Gongschläge eingeleitet wird. Darauf singen die Mönche im Chor mit vollen, tiefen Stimmen. Im Wechselgesang mit dem Prior des Klosters singen sie auf diese Weise ihre Gebete. Im Hintergrund der Tempelhalle steht ein mächtiger, farbenprächtiger, goldgezierter Buddha. Davor brennen zahlreiche Lampen und Kerzen, und ein Gewirr von Opfergaben umgibt ihn. Dann und wann dröhnen dumpfe Paukenschläge.

Eine sehr große Rolle spielt in dem Lamakloster „Zum ewigen Frieden" eine schwarze Buddhastatue, die mit Perlen und Schmuck reich behängt ist. Dieser Buddha in dem Pekinger Lamatempel soll aus Tibet herübergebracht und aus einem einzigen Baumstamm geschnitzt sein. Warum er schwarz ist, ist ein Geheimnis, das dem Besucher nicht offenbart wird.



Unterhaltung - Wissen - Kunst



Dirnen wider Willen.

Von der Gesellschaft der Arbeiteruniversität wurde ein sonderbares Buch herausgegeben. Es ist weder ein Roman noch eine Novelle, noch eine Sammlung von Reportagen, auch kein Gedichtband — das Buch enthält nichts weiter als das Protokoll eines Prozesses, der vor 10 Jahren stattfand. Das Buch heißt „W obronie upadlej kobiety“ (In Verteidigung der gefallenen Frau). Es ist ein Spiegelbild des Prozesses, der im Herbst 1922 dem damaligen Vizevorsitzenden des Stadtrats und gegenwärtigen Vizestadtpräsidenten Stanislaw Rapalski und Wladyslaw Dolecki (heute Bürgermeister von Konstantynow), seinerzeit Redakteur des sozialistischen „Lodzianin“) gemacht wurde, wegen Veröffentlichung einer Artikelreihe unter dem Titel, unter welchem jetzt das Buch herausgegeben wurde. Der Autor dieser Artikel war Stanislaw Rapalski.

Die Anklageakte warf Rapalski vor, den damaligen Inspektor des Sittenamts Dr. Wlad. Stanislawski beleidigt zu haben. Das Mißfallen des Staatsanwalts Karpowicz erregte auch folgender Abschnitt: „Frauen, die ehrlich um ihr Brot arbeiten, werden zur Sittenkontrolle gezwungen. Das Sittenamt tut das, wir haben dafür Beweise.“

Diesen Satz zu widerlegen — das gelingt nicht einmal einem Staatsanwalt. Daß es wirklich so ist, heute noch, nicht bloß vor zehn Jahren und nicht nur in Lodz, beweisen Zeitungsnotizen, wie wir eine am 20. Mai brachten:

„Gestern berichteten wir über den Selbstmordversuch der 17jährigen Janina Wojtasik, die im Rode-Park in Tomaschow aufgefunden wurde. Wie wir erfahren, handelt es sich um ein Mädchen, das schon etliche Male von der Petrikauer Sittenbehörde wegen unerlaubter Prostitution bestraft wurde. Nach Tomaschow wurde es von einem Stefan Kowalski gebracht, welcher ihm die Ehe versprach. Da er jedoch keine eigene Wohnung hatte, wollte er es in einem Freudenhaus unterbringen. Die Hoffnungslosigkeit seiner Lage einsehend, wollte das Mädchen seinem Leben ein Ende bereiten.“

Das ist ein Fall. Wieviele ähnliche Fälle stecken wohl hinter Selbstmordversuchen junger Mädchen, über die wir in der Presse lesen: Motive unbekannt.

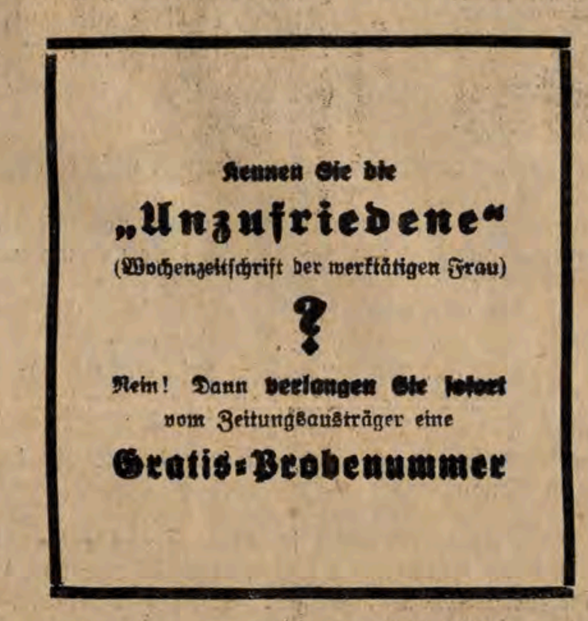
Stanislaw Posner sagt in seinem Vorwort zu dem Buche: „Die Gerichtsverhandlung hat eine schreckliche und bittere Wahrheit aufgedeckt. Schaut her, Bürger, was auf den Straßen Lodzs vorgeht. Polizeiliche Fänger, in Zivilanzüge gekleidet, halten dort Frauen an, die von der Arbeit kommen, und befehlen ihnen nach dem Amt zu gehen, wo sie auf Befehl des Arztes der Untersuchung unterliegen, zwingen zur Annahme der schwarzen Büchel, die der Frau ein für allemal einen Stempel geben, befehlen ihnen, dreimal in der Woche zur Kontrolle zu kommen. Diese Frauen, Fabrikarbeiterinnen, Wäscherinnen, Mädchen, welche bei ihren Eltern wohnen, verlieren dadurch die Arbeit in den Fabriken und Werkstätten. Die Not führt sie wieder auf die Straße, von der sie fliehen wollten.

Die Verhandlung hat nicht nur lokale Bedeutung. Es ist dies keine Lodzer Angelegenheit. Auch nicht nur eine nur-polnische. Solche Verhältnisse herrschen überall, wo der Reglementationszwang der Prostitution besteht. Auch in Paris wurden noch vor kurzem Frauen auf der Straße „aufgegriffen“. Es passierte, daß man Frauen aus der sog. besten Gesellschaft „fing“, Frauen von Universitätsprofessoren, Aerzten, Richtern, welche aus dieser oder jener Ursache den Geheimagenten „verdächtig“ erschienen waren. Es halfen keine Proteste. Die Minister mußten mobil gemacht werden.

Es ist bekannt, daß der Kontrollzwang weder heilt noch vorbeugt. Ein Freudenhaus schützt vor Ansteckung nicht. Davor schützt auch ein schwarzes Büchlein nicht. Da, wo Nachfrage ist, gibt es auch Angebot. Und Nachfrage ist in allen Gesellschaftsschichten. Und Angebot ist da, wo das Fehlen von Arbeit die Arbeitermassen aufreibt, wo Not ist.“

Und Rapalski schrieb in einem seiner Artikel:

„Der berufsmäßigen Prostitution fallen nur Kinder des Proletariats zum Opfer, meistenteils die Kinder der Straße. Auf Grund einer Statistik, die seit einer Reihe von Jahren in vielen Städten verschiedener Länder geführt wird, können wir behaupten, daß durchschnittlich 85 Prozent der berufsmäßigen Prostituierten Arbeitermädchen sind, die Hunger und Not auf den Weg der Demoralisierung getrieben haben, 12 Prozent — das sind Kinder der armen arbeitenden Intelligenz, 3 Prozent kommen aus den reicheren Bevölkerungsschichten. Darum auch müssen wir



an diese Frauen mit einem bestimmten Mitleid denken. Wenn wir auf ihr Schicksal schauen, müssen wir uns darüber klar werden, daß in dem Los dieser Frauen das Elend und die Lebenstragik der Arbeiterfamilie steckt. Mit Gewissensbissen müssen wir uns sagen, daß wir, die Gesellschaft, daran schuld sind, daß wir dieser Frau anstatt Aufklärung, anstatt Arbeit, anstatt herzlichem Schutz vor allem ein polizeiliches Sittenamt geben, ein Spital für venerische Krankheiten und zum Schluß das Gefängnis.

Wenn wir hinter die Kulissen des Lebens schauen, das die Aristokratie, oder „hohe“ Bürgerschaft, und sogar die „Lehrer und Schirmer der öffentlichen Moral“ führen, bemerken wir, daß die Prostitution dort garnicht kleinere Ausmaße hat, sondern sich unter einem anderen Namen versteckt hält — dem Namen einer „unschuldigen“ Liebesgeschichte. Die sinnliche Ausschweifung nimmt dort oft noch größere Ausmaße an als bei den patentierten und mit dem Finger gewiesenen Straßenmädchen.

Die Prostitution dieser Art ist mit einem Nimbus von Geheimnis umgeben, und wenn sie dort nicht berufsmäßig betrieben wird, dann nur dank besserer materieller Verhältnisse. Und trotzdem reagieren diese Aemter, die mit solchem Eifer die ihnen verdächtig scheinenden Arbeiterinnen suchen und verfolgen, auf diese Art der Prostitution nicht im geringsten.“

So schrieb Rapalski im „Lodzianin“ vom 5. Februar 1922. Und dafür wurde ihm der Prozeß gemacht. Für den beleidigten Doktor wäre es besser gewesen, er hätte den Prozeß nicht angestrengt. Denn soviel Ungeheuerlichkeiten, soviel letztes Elend und verdammtes Menschenschicksal, wie da an den Tag gelegt wurde, — das ließ sich durch kein Urteil für den Angeklagten mehr verdecken, das ließ sich nicht mehr wegleugnen, das schrie nach Abhilfe.

Denn diese Mädchen, Frauen und Mütter waren wohl frei. Aber ihre Freiheit war ein Kerker. Und die Sittenpolizei sorgte dafür, daß sie aus ihm nicht mehr herauskamen. Da nützte alles nichts. Die Kontrolle vor allem.

Was kümmerte das einen Doktor Stanislawski, wenn die Frauen durch den Kontrollzwang aus der Arbeit flogen (denn welcher Arbeitgeber wird ein Mädchen beschäftigen, das ihm dreimal in der Woche von der Arbeit wegbleibt?). Kam das Mädchen nicht, dann erschienen die Geheimpolizisten und nahmen es mit Gewalt fort. Den Weg zurück konnte es sich dann ersparen — unterdes hatten seine Arbeitgeber die Wahrheit erfahren. Was kümmerte es das Sittenamt, wenn die Mädchen wieder zu Berufsdirnen wurden, was? Hauptsache war, daß sie zur Kontrolle kamen.

Macht was ihr wollt, nehmt Gift, hängt euch auf, werdet wieder Straßendirnen — arbeiten lassen wir euch nicht, ihr dürft keine Menschen mehr werden, hört ihr, ihr dürft es nicht, denn ihr seid einmal gefallene Frauen und müßt es bleiben. Höchstens, höchstens . . . ihr zeigt uns einen Trauschein. Und auch dann werden wir dem Mann die Augen über euch öffnen. Und wenn der Magistrat versucht, euch in Besserungsanstalten zu schicken, wo ihr wieder werden sollt, wie ihr früher ward, dann werden wir es nicht zulassen, denn darüber steht nichts in den ministeriellen Vorschriften.

Das war ungefähr die Richtschnur, nach der das Sittenamt arbeitete. Aus dem Buch, das den Rapalski-Prozeß erzählt, geht hervor, daß es so und nicht anders war.

Durch dieses trockene Gerichtsprotokoll zieht sich wie ein roter Faden der Schreckensschrei der armen gehetzten Luder von der Straßenecke. Wer das Buch liest und ihn nicht hört, ist mit Taubheit geschlagen.

Das Gesagte bezieht sich auf die Verhältnisse von vor zehn Jahren. Wer hat den Mut aufzustehen und zu sagen, daß sich seit der Zeit was, aber auch wenigstens was, daran geändert hat?

Konrad Pilater.

Der Mann im Dunkel.

Ein Buch von Morus.

Von dem bekannten Finanzschriftsteller Richard Lewinson (Morus), dem Verfasser der hochwichtigen Werke: „Das Geld in der Politik“, „Wie sie groß und reich wurden“ und „Die Umschichtung der europäischen Vermögen“ ist im S. Fischer-Verlag, Berlin das schön ausgestattete 232 Seiten starke Buch „Der Mann im Dunkel, die Lebensgeschichte Sir Basil Zaharoffs, des mysteriösen Europäers“, erschienen, zu dem der hochgebildete frühere Ministerpräsident und Außenminister Griechenlands Etienne Skuludis ein kurzes Vorwort geschrieben hat.

In zwölf Kapiteln schildert Morus das geheimnisvolle Leben dieses in dem anatolischen Bergdorfe Mughla geborenen Griechen von seiner Kindheit an bis zum Greise im Rollstuhl. Der Raummangel gestattet es uns nicht, das jederman zum Lesen zu empfehlende Buch einigermaßen erschöpfend zu besprechen. Wir wollen uns daher nur auf den kurzen Bericht beschränken, daß Zaharoff durch sein verstecktes Wirken hinter den Kulissen der Rüstungsindustrie ungezählte Millionen verdient und sehr viel Unglück über die Menschheit gebracht hat. „Die Rüstungsindustrie ist ausschließlich nicht um der Politik willen da. Das ist der Grundsatz, nach dem die großen Rüstungsfirmen sich politisch betätigen“. — „Da die großen Rüstungsindustrien sehr freigebig Dividenden ausschütten, legen die friedliebenden Bürger gern ihr Kapital in Rüstungsaktien an“.

Solche Friedliebenden sind jedenfalls auch die acht Mitglieder des englischen Unterhauses, die sechzig Adligen und die fünf Bischöfe, die zu den prominenten Aktionären bei Armstrong gehören. Und hat nicht auch der bekannte, jetzt in der holländischen Zurückgezogenheit lebende Wilhelm seine Friedensliebe bewiesen als Aktionär der „vornehmen, altangesehenen „patriarchischen“ Firma Krupp, die Millionen an den Waffenlieferungen für ausländische Regierungen verdient hat? Wer es beim Lesen des Buches von Morus nicht recht verstehen kann, wieso es auch die englischen Patrioten fertigbringen konnten, die Türkei mit Rüstzeug zu beliefern, das im Weltkrieg einer solchen Menge englischer Vaterlandsverteidiger fern vom Heimatlande den „Heldentod“ beigebracht hat, der kann sich über dieses Rätsel die Lösung aus dem deutschen amtlichen, vom Reichsarchiv herausgegebenen Quellenwerk über den Weltkrieg holen, wo es Bd I, Seite 388 über die internationalen Geschäfte der Rüstungsindustrie wie folgt heißt:

„Die große Leistungsfähigkeit und das technische Können der deutschen Rüstungsindustrie war in dem erreichten Maße nur durch die Befriedigung der ständigen Nachfrage fremder Staaten nach deutschem Kriegsmaterial erreicht worden. Diese Auslandslieferungen lagen nicht nur im wirtschaftlichen Interesse, sondern auch im hohen Maße im militärischen Interesse des Deutschen Reiches. Der Nachteil (!), daß mit Hilfe deutscher Technik und deutscher Arbeiter auswärtige Mächte mit Waffen versorgt werden, die im Kriegsfalle unter Umständen (!) das deutsche Heer vielleicht (!) einmal bekämpfen würden, hatte hinter der Notwendigkeit der Heranbildung einer starken Rüstungsindustrie im eigenen Lande zurückzutreten. Die Ansprüche der deutsche Heere allein hätten aber niemals eine so leistungsfähige Waffenschmiede in Tätigkeit halten können, wie sie im Kriegsfalle notwendig war und wie sie bei Ausbruch des Weltkrieges den Land- und Seestreitkräften zur Verfügung stand.“

Ist es hier nicht amtlich bestätigt, daß die Militärapparate der Staaten nur Exekutivorgane der Politik des Finanzkapitals sind? Für diese Politik mußten 1914—18 die Massen, denen das Märchen von einer „nationalen Landesverteidigung“ geschickt vorgemacht wurde, bluten. Hat doch auch die deutsch-englische Pulver- und Interessengemeinschaft „unter Zustimmung der beiderseitigen Regierungen“ während des ganzen Weltkrieges weiterbestanden. Trotz aller dieser Erfahrungen hat sich die Erkenntnis, daß sich wahre Kultur mit Waffen- und Munitionsherstellung durchaus nicht verträgt, sich nicht durchgedrungen. Noch immer vertreten auch sogenannten Pazifisten den Standpunkt, daß eine Rüstungsindustrie im Interesse der „nationalen Landesverteidigung“ notwendig sei; sie möchten die Rüstungsindustrie nur „verstaatlicht“ sehen. Der wahre Pazifist ist aber ein Gegner der Herstellung jeder Art von Kriegswerzeug. — Das Buch von Morus gibt viel Anregung zum Nachdenken über das Wesen des Patriotismus. unwillkürlich denkt man bei der Lektüre auch an den Patriotismus der Cicero, Cato usw. Wer hierüber mehr als vom Schulunterricht her kennt, daß auch dieser Patriotismus nichts anderes war als was uns schon Plato sagte: „Um Besitz von Geld und Gut entstehen alle Kriege“. Das ist der Patriotismus des Kapitals. Dieser wird uns auch im Buche von Morus in seiner Hinterkulissenarbeit gezeigt.

Sigi-Sigma.

•

Das Buch von Morus befindet sich in der Bücherei des „Fortschritt“. Das von den Hitlerleuten verbrannte Buch von Otto Lehmann-Rußbüldt „Die blutige Internationale“ hat die Bücherei des „Fortschritt“ noch rechtzeitig angeschafft

Unsere Unterstützungskasse
(U. U. K.)

Nachruf.

Es verschied die Mutter unseres Mitgliedes

Dorothea Beil

Die Beerdigung findet am 2. Pfingstfeiertag vom Trauerhause, Wrzesinskastr. 68 aus, statt.

Ihr Andenken werden wir stets in Ehren halten.

Die Verwaltung der U. U. K.

In kürzester Zeit werde ich in Lodz bei genügender Anzahl von Teilnehmern einen akademischen Zuschneidekursus für Herren- u. Damengarderoben nach ausländischem System, der heutigen Mode entsprechend (gleicher Streifenlauf von der Achselspitze bis zur unteren Kante und moderner Linienführung), erteilen.

Nähere Auskunft erteilt **PAUL RASE**
Fachlehrer *, Schneidermeister
Lodz, Gazowa 7, W. 7, an der Srebrzynska.

Dr. ZIOMKOWSKI
zurückgekehrt
Haut-, venerische und Harnkrankheiten
6-go Sierpnia 2. Empfängt von 8—8.30 früh, von 2—4 und 7—9 Uhr abends. Sonntags und an Feiertagen von 10—1 Uhr

---

Dr. med. A. BANASZ
Urolog
empfängt wieder — **Wulczanska 23**
Tel. 139-88. — Empfangsstunden von 4—6 Uhr.
Für Unbemittelte ermäßigte Preise.

Dr. Klinger
Spezialarzt für venerische, Haut- und Haarkrankheiten (Beratung in Sexualfragen)
Andrzeja 2, Tel. 132-28
Empfängt von 9—11 früh und von 6—8 Uhr abends. Sonntags und an Feiertagen von 10—12 Uhr.

Dr. S. Kantor
Ewangelicka 2, Telephon 129-45
Haut-, venerische und Harnkrankheiten
Empfängt von 8—2 und von 5—8.30 Uhr abends. Sonntags und an Feiertagen von 8—2 Uhr

---

Zahn-Klinik
Zahnarzt **H. PRUSS**
umgezogen nach der
Piotrkowska 142

Dr. med. H. Różaner
Spezialarzt
für Haut-, venerische und Harnkrankheiten
Narutowicza 9 Telephon 128-98
Empfängt von 8—10 Uhr und von 5—8 Uhr abends

Zugunsten der St. Trinitatis- und St. Johannis-Greisenheime

Großes Gartenfest
im Helenenhof // Sonntag, den 11. Juni
ab 2 Uhr nachmittags.

Im Programm:

4 Uhr Religiöse Feier:
Ansprachen der Herren Pastoren Doberstein und Schedler, eingeleitet und abgeschlossen durch Choräle der Posaunenchöre der St. Trinitatis- und St. Johannis-Gemeinden.

5 Uhr Gesangvorträge:
Männergesangverein „Danysz", Männergesangverein „Concordia", Baluter Kirchengesangverein mit Damen-Sektion, Kirchengesangverein der St. Johannis-Gemeinde, Männergesangverein „Eintracht", Kirchengesangverein der St. Trinitatis-Gemeinde, Vereinigte gemischte Chöre (Cantate und Gem. Chor der St. Trinitatis-Gemeinde).

6.40 Uhr Sportdarbietungen: Sport- und Turn-Verein:
Stabübungen der Jugendabteilung, Freiübung der Damen-Sektion. Turnen aktiver Turner. Kürturnen der Damen, Kürturnen aktiver Turner.

Belustigungen:
Kahnfahrt, Türkenmaul, Glückstonne, Scheibenschießen, Glücksräder, Kasperle-Theater.

Kinder-Umzug 6.40 Uhr.

Große Pfandlotterie:
Preis des Loses Zl. 1.—. Jedes Los gewinnt. Hauptgewinn: **1 großes Schwein.**

Abends Gondelfahrt mit Posaunenspiel und lebende Bilder bei bengalischer Beleuchtung.

Eigenes Büfett. Eigene Konditorei.

Konzert. Entree Zl. 1.— u. 50 Gr. **Konzert.**

Es ladet herzlich ein, der Festausschuß.

Przetarg.

Magistrat m. Łodzi ogłasza publiczny przetarg na wykonanie nowych i remont:

a) robót szklarskich,
b) „ malarsko-budowlanych,
c) „ „ meblowych,
d) „ zduńskich;

ad a, b i c na okres roczny od 1 lipca 1933 r. do 1 lipca 1934 roku; ad d na okres trzech miesięcy, t. j. od 1 lipca do 1 paźd. 1933 roku.

O roboty mogą się ubiegać firmy koncesjonowane i zarejestrowane.

Oferty piśmienne na oryginalnych ślepych kosztorysach dokładnie wypełnione, należy składać w Wydziale Budownictwa Magistratu m. Łodzi, Pl. Wolności 14, pokój 41, do dnia 16 czerwca 1933 r. włącznie do godz. 10.30, w kopertach podwójnych, zalakowanych pieczęcią firmy, każda z napisem: „Oferta do przetargu na doroczny remont robót (wymienić jaką), mającego się odbyć w dniu 16 czerwca 1933 r." z podaniem nazwy firmy wraz z adresem. Wewnętrzna koperta winna zawierać wypełniony kosztorys (ofertę), zewnętrzna zaś prócz wspomnianej koperty, także dowód złożenia wadjum do depozytu Głównej Kasy Miejskiej w wysokości zł. 300.— w gotówce, podpisaną deklarację i warunki przetargu.

Oferty będą otwarte w tym samym dniu o godz. 11 w Wydziale Budownictwa, Plac Wolności 14, pokój № 43.

Oferty nie odpowiadające warunkom przetargu lub złożone po terminie, nie będą rozpatrywane.

Warunki przetargu i załączniki (ślepy kosztorys z warunkami technicznemi i projekt umowy) można otrzymać w Wydziale Budownictwa Magistratu m. Łodzi, pokój Nr. 44, za opłatą 3 zł.

Łódź, dnia 4 czerwca 1933 roku.

Magistrat m. Łodzi.

Augenheilanstalt
mit Krankenbetten von
D.r B. Donchin
Empfang von Augenkranken für Dauerbehandlung in der Heilanstalt (Operationen etc.) wie auch ambulatorisch von 9.30 bis 1 Uhr und von 4—7.30 Uhr abends.
Petrikauer Str. 90, Tel. 221-72

Dr. med.
H. LUBICZ
Haut-, venerische, Harn- und Geschlechtskrankheiten
Cegielniana 7, Tel. 141-32
Empfängt von 8—10, 12—2 und 5—8 Uhr. Sonntags und Feiertags von 9—11 Uhr

---

Zahnärztliches Kabinett
Glowna 51 Tondowska Tel. 174-93
Sprechstunden von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends
Künstliche Zähne zu bedeutend herabgesetzten Preisen
Kostenlose Beratung

Dr. med. Józef BERLIN
Frauenkrankheiten und Geburtshilfe
wohnt jetzt **Karola 8** Telephon 224-52
Empfängt von 5 bis 8 Uhr abends

Heilanstalt
Zgierska-Straße 17
empfängt Kranke in allen Spezialitäten von 9 Uhr früh bis 7 Uhr abends
Konsultation 3 Zloty

Dr. med. Heller
Spezial-Arzt für Haut- u. Geschlechtskrankheiten
umgezogen nach der Traugutta 8
Empf. bis 10 Uhr früh u. 4—8 abends. Sonntag v. 12—2
Für Frauen besonderes Wartezimmer
Für Unbemittelte — Heilanstaltspreise

Theater- u. Kinoprogramm.

Städtisches Theater: Heute 8.30 Uhr „Fräulein Doktor"
Sömmer-Theater: Heute 9 Uhr „Gotówka"
Casino: Dr. Moreau
Grand-Kino: Der Adjutant Seiner Hoheit
Luna: Die Ueberflüssige
Splendid: Auf Befehl der Frau
Capitol: Erlösende Flammen
Palace: Auf Befehl der Frau
Corso: I. Ulani — II. Beby
Metro u. Adria: Romeo und Julja
Oświatowe: I. Sergeant X — II. Die Stadt der Wunder
Przedwiośnie: Unter Deiner Obhut
Uciecha: I. Die Peitsche des Rechts — II. Liebe unter den Pyramiden

---

Oświatowe Wodny Rynek	Uciecha Limanowskiego 36	Przedwiośnie Żeromskiego 74/76 Ecke Kopernika	Corso Zielona 2/4	Metro / Adria Przejazd 2 / Główna 1
Heute und folgende Tage Für Erwachsene **Sergeant X** mit **Mozżuchin** Für die Jugend **Die Stadt der Wunder** mit **Douglas Fairbanks**	Heute und folgende Tage **Großes Doppelprogramm** I. **Liebe unter den Pyramiden** II. **Die Peitsche des Rechts**	Heute und folgende Tage **„Unter Deiner Obhut"** In den Hauptrollen: Marja Bogda Adam Brodzisz Władysław Walter. Beginn täglich um 4 Uhr. Sonntags um 2 Uhr. Preise der Plätze: 1.09 Zloty, 90 und 50 Groschen. Für die erste Vorstellung alle Plätze zu 50 Groschen. An den Feiertagen Passepartouts und Ermäßigungsbilletts ungültig.	Heute und folgende Tage **Großes Doppelprogramm** I. **Ułani, Ułani...** mit Pogorzelska, Dymsza, Krukowski, Walte. II. **„Beby"** In der Hauptrolle: **Anny Ondra**	Heute und folgende Tage **Romeo und Julcia** In den Hauptrollen: **Pogorzelska** **Tom** **Fertner** **Sielański**

Es steht fest
daß die Zeitungsanzeige das wirksamste Werbemittel ist





10]

Aber Inge blieb still und einsilbig. Die laute Festesfreude an der Tafel war ihr wie ein greller Mißklang. Wußte sie doch, wie es in Wahrheit hinter den Kulissen der väterlichen Ehe ausschaute. Frau Jenny aber war ganz in ihrem Element. Sie lachte und scherzte. Sie trank in durstigen Zügen und kokettierte nach allen Seiten hin. Stenzel selbst war für sie offenbar nicht vorhanden.

Zwar saß er, um der guten Sitte zu genügen, als Hausherr neben ihr an der Kopfseite der Tafel. Aber man hatte nicht den Eindruck, daß er in Wahrheit der Hausherr wäre. Das Gespräch ging über ihn, der still und gedrückt dasaß, hinweg.

Inge beobachtete das Gesicht des Vaters. Immer tiefer grub sich der Zug der Qual um seinen lieben Mund. Sie konnte es kaum noch ertragen. Mechanisch nur antwortete sie auf die Reden Büdows und schaute immer wieder durch das kostbare Blumen-Arrangement der Tafel hindurch zum Vater.

„Warum sind Sie so still, gnädiges Fräulein?" fragte Büdow. „Ich glaube, Sie sind die einzige hier, die in dem allgemeinen Vergnügtsein nicht mitmacht. Sind Sie denn immer so ernst? Das paßt gar nicht für ein junges Mädchen. Also lächeln Sie einmal! Sie glauben nicht, wie bezaubernd Sie sind, wenn Sie lächeln. Auf einen schönen Abend und auf alles, was wir lieben!"

Er hob sein Glas mit dem schäumenden Sekt und sah ihr bedeutungsvoll in die Augen.

Inge hatte ganz mechanisch gleichfalls den Kristallkelch erhoben. Sie hatte die Worte Büdows kaum in sich aufgenommen. So sehr war sie in Gedanken mit ihrer Stiefmutter und ihrem Vater beschäftigt.

„Auf alles, was wir lieben!" Diese letzten Worte aber klangen vernehmlich in ihr wider.

Hart setzte sie das Glas hin. Mit Büdow konnte sie nicht anstoßen auf das, was sie liebte. Der Vater und vielleicht noch... Aber hier wagte sie schon nicht mehr weiterzudenken.

Gekränkt wandte sich Büdow ab und unterhielt sich geflissentlich quer über den Tisch hinüber mit Frau Jenny.

* * *

Das Essen war zu Ende. In dem schnell ausgeräumten Salon wurde getanzt. Ein Klavierspieler und ein Geiger ließen die neuesten Schlager ertönen. Die älteren Herrschaften hatten sich in das Herrenzimmer zurückgezogen. Dort standen ein paar Tische für Kartenspiel. Jedoch die jüngeren Leute gaben sich dem Vergnügen des Tanzes hin. Die unersättlichste war Frau Jenny. Sie flog in ihrem maisgelben Kleide von einem Arm in den anderen. Ihr dunkles Gesicht, bacchantisch zurückgeworfen, lehnte jetzt in den Armen Büdows. Ihr ganzes Wesen atmete zügellose Lebensgier.

Sie vergaß ganz, daß sie hier Hausfrauenpflichten hatte. Und wieder war es Inge, die stillschweigend alles übernahm. Sie sorgte dafür, daß die Erfrischungen immer wieder gereicht wurden. Sie kümmerte sich darum, daß die älteren Damen im Salon ihre Bridgepartien zusammenbekamen. Sie schaute schnell einmal in das Herrenzimmer, ob auch dort alles in Ordnung wäre.

Suchend sah sie sich um. Wo war der Vater?

Eben hatte er doch hier im Gespräch mit Pastor Hübner gesessen. Jetzt war er nirgends zu finden.

„Haben Sie meinen Vater nicht gesehen, Herr Pastor?" fragte sie.

Pastor Hübner sah aus seinem Gespräch mit seinem Kirchenpatron, dem Gutsbesitzer von Borckfeld, auf.

„Eben war er noch hier, mein liebes Kind. Er sagte, er fände es hier schrecklich heiß. Er wollte einen Augenblick frische Luft schnappen. Vielleicht, daß er hinaus auf die Terrasse gegangen ist."

„Dann will ich gleich einmal nach ihm schauen! — Schönen Dank!"

Inge ging schnell davon, um den Vater zu suchen.

Er würde doch nicht aus diesem überhitzten Zimmer hier in die kalte Winterluft hinausgegangen sein?

Der Pastor sah ihr nach.

„Ein Prachtmädel geworden, die Inge! Ich kenne sie ja schon von klein an, habe sie getauft und konfirmiert. Ich habe immer gedacht, ich würde sie vielleicht noch einmal vor dem Traualtar einsegnen. Aber seitdem sich hier im Hause alles verändert hat, flüchtet das Mädel ja förmlich immer von hier. Und dabei habe ich das Gefühl, sie ist die einzige Stütze für unseren lieben Stenzel."

Rittergutsbesitzer von Borckfeld nickte:

„Sie haben recht, Herr Pastor. Man soll ja über seine Wirte nicht reden — aber wenn es nicht Stenzel zuliebe wäre, keine zehn Pferde brächten mich hier ins Haus! Sie treibt's zu toll, die gute Jenny. Stenzel muß von allen Göttern verlassen gewesen sein, als er diesen Irrwisch in sein Haus genommen hat. Ich hätte von vornherein für diese Ehe keinen guten Groschen gegeben."

„Ja, er sieht recht kummervoll und alt aus, unser guter Freund!"

„Ja — und das Schlimmste ist, daß diese Frau ihn mit ihrer Verschwendungssucht am Ende noch einmal ruinieren wird."

„Glauben Sie wirklich?" Der Pastor sah erschreckt Herrn von Borckfeld an. „Meinen Sie etwas Bestimmtes damit?"

Borckfeld sah gedankenvoll dem Rauch seiner Zigarre nach.

„Ich will mir nicht den Mund verbrennen, lieber Pastor. Aber man hört so einiges; ich wünschte, Stenzel zöge die Kandare an, ehe die Karre in den Abgrund gefahren ist."

* * *

Inge war inzwischen vom Herrenzimmer aus durch das Eßzimmer gegangen. Die Türen zur Terrasse waren nur angelehnt. Sie öffnete sie rasch. Aber unwillkürlich schauerte sie zusammen. Die Winterluft kam kalt und schneidend herein.

Wirklich — dort an der steinernen Balustrade der Terrasse, im Schatten kaum zu sehen, stand der Vater.

Inge eilte auf ihn zu.

„Aber, lieber Vater", sagte sie, „wie kannst du nur ohne Mantel, ohne Hut hier in der Kälte stehen? Schnell, komm herein! Du kannst dir etwas holen — es kann dein Tod sein!"

Da stöhnte Hermann Stenzel auf.

„Ich wollte, es wäre so!" sagte er dumpf.

Inge umfaßte angstvoll die Schultern des Vaters.

„Aber wie kannst du so reden? Um Gottes willen! Denkst du denn nicht ein bißchen an mich?"

Da faßte sich Hermann Stenzel.

„Wenn ich nicht an dich dächte, Inge, Kind, dann wäre ich — — Komm nur", sagte er, „das ist dummes Zeug! Man hat wohl manchmal solch trübe Gedanken. Aber nun muß ich dir selbst Vorwürfe machen. Inge, du schiltst über mich, daß ich ohne Hut und Mantel hier herausgehe und hast selber nichts an als das dünne Ballkleid. Wenn einer von uns krank wird, dann bist du es am Ende noch eher."

Inge versuchte ein sorgloses Lachen; aber sie fühlte, es gelang ihr schlecht:

„Ich werde nicht krank, Väterchen — du weißt ja, Unkraut vergeht nicht!"

Sie hing sich in den Arm des Vaters und drängte ihn liebevoll den erhellten Räumen zu. Aber in ihrem Herzen war ein unbeugsamer Entschluß. Sie mußte mit irgendeinem Menschen über die Zustände hier im Hause sprechen.

Der Verzweiflungsausbruch des Vaters hatte ihr gezeigt, wie des Vaters Willenskraft nahe am Ende war.

Irgendwie mußte hier zu helfen und zu retten sein. Sie konnte jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Sie mußte handeln. Es gab nur einen Menschen, der ihr so weit als Freund galt, wie es in diesem Falle nötig war.

* * *

Wilhelm Göldner traute seinen Augen nicht, als ihm die Post am dritten Festtage einen Brief von Inge brachte. Ein Glück nur, daß er den Briefträger als erster abgefangen hatte. Wenn Vater oder Mutter den Brief in die Hand bekommen hätten, sie hätten sich zum mindesten über den Poststempel „Falkenburg" gewundert. Denn daß er mit niemandem in Hagenow mehr in Korrespondenz stand, war ihnen ja bekannt.

Sein Herz tat einen jähen Schlag, als er den Briefumschlag geöffnet. Inge schrieb ihm! Sie hatte es sich also doch überlegt. Sie wollte also nicht um einer Familienzwistigkeit willen die Freundschaft zwischen ihnen aufgeben. Sie hatte es wohl endlich eingesehen, eine solche Jugendfreundschaft war zu wertvoll. Man durfte sie nicht um anderer Menschen willen zugrunde gehen lassen.

Er lief mit dem Briefe hinauf in sein Zimmer. Ganz allein wollte er die Worte der Geliebten lesen.

In ihrer klaren, energischen Mädchenschrift stand da:

Lieber Wilhelm!

Ich habe eine große Sorge auf dem Herzen, und ich weiß keinen anderen Menschen als Dich, der mich bei unserm Zusammensein neulich so warm und aufrichtig seiner Freundschaft versicherte. Ich werde, wenn ich keine Gegenantwort von Dir bekomme, morgen nachmittag nach B. hineinfahren. Ich werde in der Konditorei Malitsch von vier bis fünf Uhr auf Dich warten. Wenn du kommen könntest, würde ich sehr froh sein.

Es grüßt Dich herzlich

Deine alte Freundin Inge.

Glück und Sorge stritten in Wilhelms Herzen. Glück, weil er, so bald und unvermutet, die Geliebte wiedersehen sollte. Sorge, weil er die Not ihres Herzens aus ihren wenigen Zeilen dennoch spürte. Was hatte sie? Wer hatte ihr etwas getan? Würde er ihr helfen können? Was für eine Art Sorge drückte sie? Aber was es auch war — daß sie sich an ihn wandte, war wie ein köstliches Geschenk.

* * *

Der dritte Feiertag war herangekommen.

Auf dem Besitztum von Georg Göldner ging die Arbeit wie gewöhnlich vor sich. Der Vater mußte wegen einer landwirtschaftlichen Besprechung nach Hagenow hinüber. Die Mutter hatte alle Hände voll zu tun, um die Frauen, die zum Federnschleißen gekommen waren, zu beaufsichtigen.

So ergab es sich ganz leicht, daß Wilhelm am Nachmittag mit seinem Motorrad fortfahren konnte. Schon von halb vier Uhr an ging er vor der Konditorei Malitsch auf und ab. Er konnte die Zeit nicht erwarten. Es war ihm, als wäre die Uhr gegenüber an der Stadtwache noch niemals so langsam vorgerückt wie heute.

Endlich aber, kurz nach vier Uhr, löste sich aus der Dunkelheit der Stadtpromenade eine schlanke Gestalt in grauen Pelzjackett, überquerte jetzt die Straße. Schon stand Wilhelm vor ihr.

„Inge", sagte er atemlos, „liebe Inge!"

Inges ernstes Gesicht leuchtete auf.

„Ich danke dir, Wilhelm, daß du gekommen bist!"

Ihre Hand lag warm und vertrauend in der seinen.

„Danken? Du mir? Oh, Inge, weißt du nicht, wie glücklich ich bin, wenn du irgend etwas von mir brauchst? Du bist es, die mir damit ein Geschenk macht, liebe Inge! Aber nun komm, ich will dir nicht von mir erzählen! Ich bin ja jetzt nur dazu da, um dir zu helfen, wenn ich es vermag."

Inge nickte. Die beiden gingen in die kleine Konditorei hinein. Sie war nicht allzu voll; jetzt, am dritten Feiertag, waren die meisten Menschen noch sehr häuslich oder verbrachten den Nachmittag im Familienkreise.

„Hier sitzen wir ungestört, Inge."

Wilhelm wies auf eine kleine Nische, die unter der Treppe lag. Ein kleines Sofa und ein behaglicher Sessel, eine bunte Lampe auf dem runden Tische gaben dem Platz etwas Versteckt-Trauliches.

Der Kellner näherte sich ihnen.

„Bestelle mir bitte einen Tee!" sagte Inge.

„Dann mir auch einen Tee", entschied Wilhelm.

Und als der Kellner das Verlangte gebracht, sagte Wilhelm dann:

„So, Inge, nun erzähle mir einmal: Was gibt es? Und wie kann ich dir helfen?"

Inge zögerte einen Augenblick. Nun sie Wilhelm gegenübersaß, war es doch schwer, von dem Unglück in ihrem Hause zu sprechen. Mußte sie doch nicht nur das eigene Leid vor ihm ausbreiten, sondern auch das Leid des Vaters, soweit sie es kannte. Aber Wilhelms Augen waren so ernst und liebevoll, daß sie ihre Scheu überwand.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte er jetzt herzlich:

„Ich glaube schon zu erraten, Inge, was dich bekümmert. Es ist die Stellung zu deiner Stiefmutter — nicht wahr?"

„Ja, Wilhelm! Und nicht nur meine Stellung, sondern auch die des Vaters. Ich fühle — wenn du mir raten sollst, muß ich ganz, ganz offen sein und dir ganz vertrauen."

Er nahm behutsam ihre Hand.

„Das darfst du, Inge! Von dem, was du mir sagst, wird kein Wort zu irgendeinem anderen Menschen über meine Lippen kommen."

Da begann Inge zu sprechen. Sie schilderte die Ehe ihres Vaters, wie sie sich von Anbeginn gestaltet hatte. Alles sagte sie ihm: von der Launenhaftigkeit, der Herrschsucht Jennys und von ihrer großen Verschwendungssucht. Nichts verschwieg sie. Nicht ihre Sorge, wie der Vater den Aufwand seiner Frau auf die Dauer bestreiten sollte — und nicht den Verzweiflungsausbruch gestern abend in dem Dunkel auf der Terrasse.

Ganz vertieft war sie in ihren Bericht. Alles um sie herum schien fort. Denn um Wilhelms Wesen legte es sich wie ein Zauberkreis von Verstehen und Liebe um sie.

So versunken waren sie in ihre Unterhaltung, daß sie die herein- und herausströmenden Gäste der kleinen Konditorei kaum bemerkten.

Sie übersahen auch ein elegantes Paar, das in lebhaftem Geplauder jetzt durch die Glastür des Lokals hereinkam.

Der junge Mann wollte mit seiner Begleiterin gerade auf die kleine Nische zu, die ihm ein wohlbekannter Platz zu sein schien. Da zuckte er plötzlich zurück.

„Vorsicht!" flüsterte er, machte eine Kopfbewegung nach den dort sitzenden jungen Leuten hin.

Die Frau blickte auf. Auch sie wich zurück. Und hastig, ohne ein Wort, verließen die beiden das Lokal.

Wie auf der Flucht, gingen sie beide draußen wortlos rasch die Straße entlang bis zur Ecke. Hier erst, im Schatten der Nikolaikirche, hielten sie an.

„Na", sagte Assessor von Büdow zu Frau Jenny, „das hätte ja gut werden können, wenn wir den beiden in die Arme gelaufen wären! Ein Pech! Nicht auszudenken! Ich habe es dir ja immer gesagt: wir müssen vorsichtiger sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Nase blutet. (Zuschauer erregt.) Runde für Baer.

2. Runde. Baer greift an, Schmeling antwortet mit linkem Kinnhaken. Schmeling wird in die Seile gedrängt. Baer greift wieder an, landet dann einen Magenhaken, etwas zu tief. Schmeling wendet sich an den Ringrichter, wird jedoch zum Kämpfen aufgefordert. Schmeling trifft Baer am Kinn. Baer jedoch im Schlagen überlegen. Schmeling blutet am Mund. Runde für Baer.

3. Runde. Baer schlägt tief und wird verwarnt. Schlagwechsel. Baer landet Kopfschlag. Schmeling geht weiter. Leichter Schlagwechsel. Runde für Baer.

4. Runde. Schmeling boxt außerordentlich vorsichtig. Baer greift weiter an und trifft den Kopf des Deutschen. Baer kämpft offen. Runde unentschieden.

5. Runde. Schmeling behämmert Baer und drängt ihn in die Seile. Schmeling versetzt Baer einen harten Schlag am Ohr. Baer schickt jedoch harte Magenschläge. Schmeling antwortet mit Rippenschläge. Runde für Schmeling.

6. Runde. Unbedeutender Schlagaustausch. Baer landet einen rechten Haken. Schmeling wankt, landet aber hierauf bei Baer auch einen rechten Haken. Schmeling geht hierauf nieder, kommt aber bald wieder hoch. Runde für Baer.

7. Runde. Baer greift ununterbrochen an. Harter Schlagaustausch. Wieder kann Baer einen harten Magenschlag anbringen; da zu tief, so wird er verwarnt. Schmeling landet Herz- und Kopfschläge. Die Runde geht an Schmeling.

8. Runde. Baer landet wieder einen Magenschlag. Harter Austausch von Schlägen. Der weitere Kampf weist jedoch keine besonderen Momente auf. Runde unentschieden.

9. Runde. Baer drängt Schmeling in die Seile. Der Kampf geht jetzt langsam. Das Publikum ist unzufrieden. Runde für Baer.

10. Runde. Baer schlägt wild umher; er fühlt sich sicher. Schmeling trifft Baer an der Nase; die Nase blutet wieder. Schmeling geht erneut an die Seile. Es folgen harte Körperschläge, mit denen Baer Schmeling bearbeitet. Schmeling blutet und ist ermüdet. Baer versetzt einen **genauen Treffer am Kinn. Schmeling geht zu Boden und erhebt sich erst bei 9.**

Der Ringrichter bricht den Kampf ab und erklärt Baer als Sieger durch technisches K.o.

Baer freut sich seines Sieges, während Schmeling noch groggy ist, als er sich in seine Ecke begibt.

Das Urteil wird als gerecht angesehen, weil Baer es verstanden hat, Schmeling durch zahllose Körperschläge weich zu machen.

Neue chinesisch-japanische Friedenskonferenz.

Japan wird von China die Anerkennung Mandschukuos verlangen.

Tokio, 8. Juni. Der Vertreter des japanischen Außenministeriums erklärte, daß die chinesische und japanische Regierung sich in der Frage der Einberufung der chinesisch-japanischen Friedenskonferenz geeinigt haben. Auf dieser Konferenz wird die japanische Regierung darauf bestehen, daß China Mandschukuo anerkennt.

Der offene Kampf zwischen den zwei chinesischen Regierungen abgewendet.

Kantonregierung gibt Befehle zur Rückkehr der Truppen.

Peking, 8. Juni. General Feng, der vor kurzem eine gegen Japan und gegen die Zentralregierung gerichtete chinesische Volksarmee ins Leben gerufen hatte, hat sich überraschend nach Kalgan zurückgezogen. Wider Erwarten haben ihm die nordchinesischen Generale nicht die erhoffte Unterstützung erwiesen.

Die Kantonregierung hat nunmehr den chinesisch-japanischen Waffenstillstand anerkannt, so daß der Geldzufluß von dieser Seite aufhören dürfte. Die Kantonregierung hat ihren Truppen, die bereits auf dem Marsch nach dem Norden waren, den Befehl zur Rückkehr gegeben. Die Truppen sollen jetzt gegen die Kommunisten in der Provinz Kiangsi eingesetzt werden.

Spanische Regierung zurückgetreten.

Madrid, 8. Juni. Die spanische Regierung ist zurückgetreten. Die Ursache dafür war, daß der Staatspräsident seine Einwilligung zur Regierungsumbildung, die vom Ministerpräsidenten vorgeschlagen worden ist, von der Rücksprache mit den Führern der republikanischen Parteien abhängig machte.

Faschistische Arbeitervertreter werden abgelehnt

Absage der Internationalen Arbeitskonferenz an die Nazi-Arbeitervertreter.

Genf, 8. Juni. Auf der Internationalen Arbeitskonferenz kam es am Donnerstag erneut zu einem bezeichnenden Vorfall. Bei der Bildung der Einzelausschüsse, in die die drei Gruppen der Konferenz (Regierungsvertreter, Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertreter) selbständig ihre Vertreter entsenden, **lehnte die Arbeitergruppe die Entsendung der deutschen „Arbeitervertreter" in die einzelnen großen Ausschüsse ab.**

Die Arbeitergruppe der Internationalen Arbeitskonferenz setzt damit die seit Jahren gegen die faschistische Arbeitervertretung geübte Ignorierung nunmehr auch gegenüber der deutschen Arbeitervertretung durch.

In der Sitzung der Arbeitergruppe beantragten die deutschen und italienischen Vertreter gegenseitig ihre Entsendung in die Ausschüsse, jedoch wurden die Anträge von der sozialistischen Mehrheit der Arbeitergruppe abgelehnt. Hierbei kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen mit den „Arbeitervertretern" Deutschlands und Italiens. Der nationalistische „Arbeitervertreter" Dr. Ley protestierte gegen dieses Vogehen und bat sogar den Präsidenten, den belgischen Gewerkschaftsführer Martins, um Schutz gegen die Angriffe, jedoch sah der Präsident nichts in den Angriffen, was als Beschimpfung angesehen werden könnte.

Die Deutschland-Retter unter sich.

Bad Freienwalde, 8. Juni. Am Mittwoch kam es zu einer Schlägerei zwischen Kampfringmitgliedern der deutschnationalen Front und SA., bei der es mehrere Verletzte gab.

Wochenschrift „Vorwärts" in Prag.

Meldung über Verlegung des Büros der SPD dementiert.

Prag, 8. Juni. Nach einer Meldung des „Prager Tageblatt" wird in den nächsten Tagen in Prag eine sozialdemokratische Wochenschrift „Vorwärts" erscheinen, und zwar als eine Art Ersatz für das frühere Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Die Chefredaktion wird der ehemalige Chefredakteur des Berliner „Vorwärts", Friedrich Stampfer, übernehmen. Das Blatt soll als Informationsorgan über die Situation der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Deutschland für das Ausland dienen.

Außerdem meldet der Prager „Deutsche Nachrichtendienst", daß die Parteiführer der SPD beschlossen haben, in Prag ein Büro des Parteivorstandes zu errichten. Diese Meldung wird von in Berlin anwesenden Mitgliedern des Parteivorstandes dementiert.

Frankreichs Garantie an die Kleine Entente

Paris, 8. Juni. Das französische Außenministerium hat am Donnerstag nachmittag die schriftliche Bestätigung der den Staaten der Kleinen Entente gegebenen Garantien an die französischen Gesandten der drei Regierungen der Kleinen Entente mit dem Auftrage abgesandt, sie an die zuständigen Stellen weiterzuleiten.

Das „Petit Journal" schreibt, daß die schriftliche Versicherung Frankreichs an die drei Staaten der Kleinen Entente außerdem an Polen gerichtet werden soll.

Warschau und der Viermächtepakt.

Wie die halbamtliche „Gazeta Polska" in einem Kommentar zum Viermächtepakt schreibt, sei nunmehr eine „Formulierung der Konsequenzen" zu erwarten, die die polnische Regierung aus der neuen Lage zu ziehen beabsichtige. Dieser Satz charakterisiert die Verstimmung und Beunruhigung der amtlichen Stellen, die die Paraphierung der Paktes ausgelöst hat.

„Expreß Poranny" nennt den Pakt eine „papierene Kombination", die jedes tatsächlichen Wertes entbehre und in der Praxis undurchführbar sei. Der Pakt soll den Frieden sichern, inzwischen fördere er Unruhe und Zersetzung. In deutscher Hand werde der Pakt zu einem Werkzeug, um den europäischen Mächten Zugeständnisse abzuzwingen.

Hochschulrektoren werden zur Bestätigung nicht zugelassen.

Vor kurzem wurden zum Rektor der Lemberger Universität Prof. Chlamtacz und zum Rektor des Lemberger Polytechnikums Prof. Lomnicki gewählt. Das Gesetz über die Hochschulen sieht nun vor, daß die Rektoren der Hochschulen vom Stadtpräsidenten bestätigt werden, was aber nur noch eine bloße Formalität ist. Die beiden Professoren waren aber dem Herrn Unterrichtsminister nicht genehm und er lehnte es deshalb ab, sie dem Staatspräsidenten als Rektoren zur Bestätigung vorzulegen.

Auf diese Weise ist dem Staatspräsidenten die Möglichkeit genommen, die ihm zustehende Entscheidung zu treffen.

Der Prozeß gegen die Mitglieder der P.P.S.-Linke.

Das Warschauer Appellationsgericht behandelte gestern die Berufungsklagen im Prozeß gegen 30 Mitglieder der PPS-Linken in Lodz, in welchem Prozeß seinerzeit vom Lodzer Bezirksgericht Strafen von 2 bis 6 Jahren Gefängnis verhängt wurden. Ein Teil der Verurteilten, die eine Strafe bis zu 2 Jahren Gefängnis erhielten haben gegen das Urteil keine Berufung eingelegt, alle anderen hatten Berufung eingelegt.

Das Warschauer Appellationsgericht hat nunmehr die Strafen wie folgt abgeändert:

für Spalkowski von 6 auf 4 Jahre Gefängnis;

für Gotkowski, Sokorski und Olinger von 5 auf 4 Jahre Gefängnis;

für Janiszewski von 5 auf 2½ Jahre Gefängnis;

für Glowacki und Pacanowska von 4 auf 3 Jahre Gefängnis;

für Szymczyk, Witman, Wlodarek, Czerwinski und Paszczynski von 3 auf 2 Jahre Gefängnis.

Die zu 3 Jahren Gefängnis verurteilten Rybarczyk, Litow und Kosowski wurden freigesprochen.

Der Prozeß gegen Volksbundführer Dudek

Am 24. Juli beginnt vor dem Kattowitzer Bezirksgericht die Revisionsverhandlung im Spionageprozeß gegen den Leiter der Schulabteilung beim deutschen Volksbund, Schulrat Dudek, der im Jahre 1931 auf Grund höchst **mangelhafter Beweise zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt** worden war.

Ein Rittmeister des Kommunismus angeklagt.

Vor dem Warschauer Bezirksgericht wird gegenwärtig ein Prozeß gegen eine angebliche „Gewerkschaftsabteilung der Kommunistischen Partei" geführt. Unter den Angeklagten befindet sich auch ein Reserverittmeister namens Jan Strzeszewski, welcher während des polnisch-bolschewistischen Krieges mit zahlreichen Tapferkeitsorden ausgezeichnet wurde. Rittmeister Strzeszewski steht unter Anklage, Streikpropaganda unter den Arbeitern des Warschauer Hauptbahnhofs betrieben zu haben.

Militärische Disziplin bei Sanacjabanditen

Am Dienstag verhandelte das Warschauer Bezirksgericht gegen die Mitglieder der Sanacja-Organisation „Weißer Adler", die in den letzten Wochen von der Administrationsbehörde aufgelöst wurde. Auf der Anklagebank saßen: Jan Milewski, Aleksander Arkuszewski, Waclaw Dominiak und Stanislaw Wierzbowski.

Am 17. August 1931 kamen diese vor das Haus eines gewissen Gajda in Warschau und machten großen Lärm. Als Gajda sie beruhigen wollte, gaben sie auf ihn etwa 50 Schüsse ab. Gajda wurde schwer verwundet und liegt bis zum heutigen Tage im Spital. Die Angreifer flohen und hielten sich durch einige Monate in den nahe gelegenen Wäldern auf. Bei einer Polizeistreife konnten sie jetzt genommen werden.

Waclaw Dominiak war schon zweimal wegen Ueberfälle und Ruhestörung vorbestraft und verbrachte die Strafe von 8 und 6 Jahre im Gefängnis. Während der Gerichtsverhandlung erklärte er, daß „er die Hände nunmehr frei habe und ruhig die Hintergründe preisgeben könne". Und zwar wurde der Ueberfall von dem Kommandanten des „Weißen Adler" Stefan Plochocki organisiert, welcher schon seit einigen Jahren eine persönliche Feindschaft mit Gajda hatte. Das Haus Gajdas sollte von den Mitgliedern der Organisation umringt und demoliert werden. Die Unterstellten des Herrn Kommandanten führten den Befehl aber etwas eifriger aus und eröffneten ein Revolverfeuer auf Gajda.

Die nächsten Angeklagten gaben an, den Befehl Plochockis ausgeführt zu haben, weil in der Organisation militärische Disziplin herrschte.

Zur Gerichtsverhandlung sind etwa 30 Zeugen vorgeladen.

Weitere Veruntreuungen in Gdingen.

Auf Anordnung der Warschauer Staatsanwaltschaft wurde der kürzlich in den Ruhestand versetzte höhere Beamte in Gdingen Dr. E. Schäffer verhaftet. Dr. Schäffer ist verschiedener Betrügereien und Veruntreuungen angeklagt.

Wieder ein Fest des Meeres in Gdingen.

Wie im vergangenen Jahre veranstalten die Polen auch in diesem Jahre ein „Fest des Meeres", das aber anders organisiert sein soll. Anscheinend haben sich bei dem Zustrom nach Gdingen im vorigen Jahre so viele Schwierigkeiten ergeben, daß die Organisationsleitung diesen nicht gewachsen war. Das Fest wird daher in diesem Jahre nicht nur in Gdingen gefeiert, sondern es finden örtliche Veranstaltungen in ganz Polen statt.

Diese Veranstaltungen in ganz Polen sollen unter der Parole der Untrennbarkeit Pommerellens von Polen stehen. Ueberall sollen wieder einmal Protest-Entschließungen gegen die Revisionsbestrebungen in der Welt gefaßt werden.

Das Protektorat über die Veranstaltungen haben der polnische Staatspräsident Moscicki, Marschall Pilsudski und der Primas von Polen Kardinal Hlond übernommen. Die Organisation führt die polnische See- und Kolonialliga durch.